



# DAS VERMÄCHTNIS

WIE WIR LEBEN WOLLEN. UND WAS WIR  
DAFÜR TUN MÜSSEN

Ergebnisse 2019

DIE GROSSE STUDIE VON  
DIE ZEIT infas WZB

# DIE ZEIT

Mit einer Auflage von mehr als 500.000 verkauften Exemplaren ist *DIE ZEIT* Deutschlands führende meinungsbildende Wochenzeitung und erreicht mit jeder Ausgabe über zwei Millionen Leser.

Gegründet 1946 in Hamburg, erscheint *DIE ZEIT* jede Woche donnerstags – mit Themen aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft, Bildung, Gesellschaft, Reise und Geschichte. Verlag und Redaktion treten für freiheitliche, demokratische und soziale Prinzipien ein. *DIE ZEIT* versteht sich als Orientierungsmedium, getreu der Devise der früheren Chef-

redakteurin und Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff: »Wir wollten dem Leser Material bieten, damit er sich selber eine Meinung bilden kann, wir wollten ihn nicht indoktrinieren.«

Chefredakteur der *ZEIT* ist Giovanni di Lorenzo. Der fünfköpfige Herausgeberrat der *ZEIT* besteht aus Prof. Jutta Allmendinger, Zanny Minton Beddoes, Florian Illies, Dr. Josef Joffe und René Obermann. Herausgeber der *ZEIT* waren Helmut Schmidt (1918–2015) und Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002) sowie der Gründer der *ZEIT* Gerd Bucerius (1906–1995).

## infas Institut für angewandte Sozialwissenschaften

infas ist ein privates und unabhängiges Sozialforschungsinstitut, das für die Wissenschaft, die Politik, die Verwaltung und die Wirtschaft forscht und diese berät. Zu den Schwerpunkten gehören sozialwissenschaftliche Studien in den Bereichen Arbeitsmarkt, Bildung, Innovation, Verkehr, Gesundheit und Politik sowie die Marktforschung. Auftraggeber sind Landes-

und Bundesministerien, Universitäten sowie nationale und internationale Organisationen und Unternehmen. infas ist mit über 100 wissenschaftlichen Mitarbeitern eines der größten kommerziellen Institute in Deutschland mit Fokus auf die Sozialforschung. Das Unternehmen ist eine hundertprozentige Tochter der infas Holding AG (ISIN: DE0006097108).

## WZB

Wissenschaftszentrum Berlin  
für Sozialforschung

Das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) untersucht grundlegende gesellschaftliche Fragen. Erforscht werden Entwicklungstendenzen, Anpassungsprobleme und Innovationschancen moderner Gesellschaften. Die Forschung ist theoriegeleitet, praxisbezogen, oft langfristig angelegt und meist international vergleichend. Als außeruniversitäres Forschungsinstitut ist das WZB Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft. Es arbeitet zu den thematischen Schwerpunkten Dynamiken sozialer Ungleichheiten, Markt und Entscheidung, Gesellschaft und wirtschaft-

liche Dynamik, Internationale Politik und Recht, Wandel politischer Systeme, Migration und Diversität und Politische Ökonomie der Entwicklung. Die Ergebnisse der WZB-Forschung richten sich an eine wissenschaftliche Öffentlichkeit, darüber hinaus an Experten und interessierte Praktiker in Politik, Wirtschaft, Medien und Gesellschaft. Gegründet wurde das WZB 1969 auf Initiative von Bundestagsabgeordneten der CDU/CSU und der SPD. Das WZB ist eine gemeinnützige GmbH. Zuwendungsgeber sind der Bund (75 Prozent) und das Land Berlin (25 Prozent).

# Ein Seismograf

Wenn Sie an Ihr ganzes Leben denken, an Ihre Erfahrungen, Erlebnisse und gewonnenen Erkenntnisse: Was davon würden Sie künftigen Generationen gern weitergeben? Was empfehlen Sie einer zukünftigen Gesellschaft? Wovon raten Sie eher ab?

Diese Fragestellung ist die Grundidee der repräsentativen Studie *Das Vermächtnis*. Die Studie versteht sich als Seismograf gesellschaftlicher Entwicklungen in allen Lebensbereichen – wie Arbeit, Wohnen, Liebe, Gesundheit, Kommunikation, Besitz. Sie wurde 2015 zum ersten Mal durchgeführt. Die *ZEIT*, das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) und das infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft haben sie entwickelt. 2070 Bürgerinnen und Bürger sind im Sommer 2018 für die zweite Runde in persönlichen Interviews befragt worden.

Die Antworten legen offen, wie es um den Zusammenhalt in der Gesellschaft bestellt ist, wo die Bruchstellen liegen und wo politisches Handeln ansetzen sollte. Es gibt viel zu tun. Der erste Schritt dazu ist diese exakte Bestandsaufnahme.

Viel Freude beim Lesen,

**Prof. Jutta Allmendinger, Ph. D.,  
Moritz Müller-Wirth,  
Menno Smid**



Prof. Dr. h.c. Jutta Allmendinger, Ph.D.,  
Präsidentin des  
Wissenschaftszentrums Berlin  
für Sozialforschung (WZB)



Moritz Müller-Wirth,  
stellvertretender  
Chefredakteur der ZEIT



Menno Smid,  
Geschäftsführer des infas  
Instituts für angewandte  
Sozialwissenschaft

# Die neue Vermächtnis-Studie

VON JACOB STEINWEDE UND DORIS HESS

## Die Befragten

Für die neue Runde der Vermächtnis-Studie von *ZEIT*, infas und WZB wurden zwischen Ende Mai und Anfang September 2018 insgesamt 2070 Personen in der gesamten Bundesrepublik befragt. Sie bilden einen repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung. 1227 von ihnen hatten bereits im Sommer 2015 bei der ersten Runde der Vermächtnis-Studie teilgenommen. Weitere 843 zufällig ausgewählte Personen kamen neu dazu.

Mit allen 2070 Personen wurde über Lebenserfahrungen, Handlungsweisen und Einstellungen gesprochen. Wir wollten wissen, was sie an nachfolgende Generationen weitergeben möchten.

Welche persönlichen Erkenntnisse, Haltungen und Vorlieben empfehlen die Menschen weiter? Wovon raten sie eher ab? Was möchten sie bewahren, was verwerfen?

## Die Themen

Der Fragebogen wurde auch für die neue Runde der Vermächtnis-Studie in enger Zusammenarbeit der Wissenschaftler vom WZB und infas und den Journalisten der *ZEIT* entwickelt.

Zu einem breiten Themenspektrum wurden erneut drei Dimensionen abgefragt: 1. das Hier und Jetzt, 2. die normativen Vorstellungen, 3. die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Entwicklung insgesamt.

Die Fragen richteten sich am alltäglichen Leben der Menschen sowie an aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen aus: Lebensstil, Wohnen, Liebe, Gesundheit, Kommunikation und Digitalisierung, Berufsleben und Besitz. Das neue Interviewgespräch der Vermächtnis-Studie dauerte im Durchschnitt hundert Minuten.

Jenseits der Antworten auf den Fragen dreiklang sind die Ergebnisse auch in anderer Hinsicht aufschlussreich: Wann ist sich eine Bevölkerung einig? Unterscheiden sich die heutigen Einstellungen und Erfahrungen der Befragten stärker voneinander als von ihren Zukunftserwartungen? Was hat sich in den vergangenen drei Jahren verändert?

## Wie sie erarbeitet und durchgeführt wurde – und was sie besonders macht

### Die Interviews

Für die Vermächtnis-Studie gelten hohe methodische Standards. Technisch gesehen, wurde eine sogenannte CAPI-Befragung (Computer Assisted Personal Interview) durchgeführt. Jedes Interviewgespräch fand persönlich-mündlich statt. Alle 200 für die Studie tätigen Interviewerinnen und Interviewer waren mit einem Laptop ausgerüstet, auf dem das Fragebogenprogramm hinterlegt war. Neben einer studienspezifischen Schulung für die Interviewer wurden auch ein Studienhandbuch sowie die eigens hergestellte Materialausstattung ausgegeben: die kleinen Duftdosen für den Riechtest. Welcher Geruch entspricht am ehesten dem heutigen Lebensgefühl? Und wie riecht die Zukunft? Während des Interviews wurden alle Befragten mit Sinnesreizen konfrontiert. Sie mussten für die Befragten verständlich und alltäglich sein – und zudem auch gut voneinander unterscheidbar. Das Ziel war, den Befragten während des Interviews einen weiten Deutungsraum zu eröffnen. Die Befragten äußerten beim Riechen Eindrücke zu vier Düften: Grapefruit, Rose, Heu und Leder.

### Kontrolle der Qualität

Für die Auswahl der Befragten wurde das in Deutschland derzeit beste Stichprobenverfahren gewählt. Basis der Befragung war eine Personenstichprobe aus Adressregistern zufällig ausgewählter Gemeinden. Die Grundgesamtheit bildete die in Privathaushalten der Bundesrepublik lebende Wohnbevölkerung im Alter ab 18 Jahren. Die Vorteile des Verfahrens: Die Interviewer erhielten feste Kontaktdaten zur Bearbeitung. Ferner konnten alle ausgewählten Personen vor Befragungsstart angeschrieben und über die Studie informiert werden. Die Aufklärung über den Datenschutz erfolgte ebenfalls schriftlich. Selbstverständlich ist eine Teilnahme der Befragten stets freiwillig. Die Zusicherung anonymer Auswertung gehört zum Standard seriöser Umfrageforschung. Bei der Auswertung interessiert die Identität einzelner Personen nicht. Die Interviewer mussten strenge (und gut kontrollierbare) Regeln einhalten. Es durften nur Personen befragt werden, die in der Stichprobe enthalten waren, niemand anderes. Jeder Kontaktversuch und Kontakt wurde elek-

tronisch protokolliert. Zur Feldsteuerung wurden diese Daten täglich ausgewertet. Dies war nötig, schließlich war die Arbeit der Interviewer aufwendig: Nicht alle Personen machten mit; nicht jeder war gleich (oder auch später) anzutreffen. Und manche Person erwies sich aufgrund von Krankheit oder aus anderen Gründen als gar nicht befragbar.

### Repräsentativer Datenschatz

Mit der Erhebung der neuen Runde zur Vermächtnis-Studie wurde erneut ein reichhaltiger Datenbestand erzielt. Sie bietet ein breites Fundament für neue Perspektiven auf die Gesellschaft von heute und morgen. Kein Polaroidfoto, vielmehr eine Art Röntgenaufnahme zu den Befindlichkeiten der Bevölkerung. Unter exakter statistischer Überprüfung sind in der Studie alle Altersgruppen, sozialen Schichten und Wohnregionen Deutschlands repräsentiert.

Doris Hess ist Bereichsleiterin und  
Jacob Steinwede stellvertretender  
Bereichsleiter des infas Instituts für  
angewandte Sozialwissenschaft GmbH

# Alles bleibt anders

VON JAN WETZEL

Denken wir zurück an das Jahr 2015. Die große Koalition hat in den Umfragen, seit Jahren unverändert, eine stabile Mehrheit. Die AfD kratzt auch nach dem Anschlag auf die französische Sartirezeitschrift *Charlie Hebdo* an der Fünfprozenthürde. Und Donald Trump ist noch der illustre Außenseiter im gerade beginnenden amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf. Deutschland im Dämmer Schlaf? Nicht ganz.

Der VW-Abgasskandal beginnt. In Paris wird ein Klimaabkommen beschlossen, das den Weg weisen soll für die internationale Klimapolitik. Und

die ist überfällig: 2015 wird das wärmste Jahr seit Beginn der regelmäßigen Wetteraufzeichnungen werden.

Es ist dieser Sommer, in dem die erste Erhebung der Vermächtnis-Studie stattfindet. Über 3000 Menschen werden in Deutschland erstmals zu ihrem »Vermächtnis« befragt – zu dem, was sie aus ihrem Leben heute mit in die Zukunft nehmen möchten und was nicht. Ein repräsentativ gültiges Bild der Welt, in der wir leben wollen.

Im Rückblick steht dieses Jahr, und mit ihm unsere erste Befragung, unter dem Vorzeichen des Bruchs. Ab dem August kommen zahlreiche Menschen nach

Deutschland. Über 1,3 Millionen Geflohene werden es letztlich sein. Angela Merkel prägt, eher unfreiwillig, den Satz »Wir schaffen das«. Die Debatte um den richtigen Umgang mit der Zuwanderung verschärft sich. »Flüchtlinge« wird zum Wort, »Gutmensch« zum Unwort des Jahres. Politisch kann man seitdem unterscheiden zwischen »vor« und »nach 2015«.

## Hohe Stabilität

Doch was hat sich in der Gesellschaft verändert? Hinterlässt der politische

## Lebenslinien

Was wir aus den Grafiken der Vermächtnis-Studie ablesen können

So ist es bei mir

So soll es werden

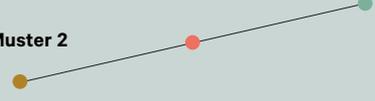
So wird es bei den anderen sein

### Muster 1



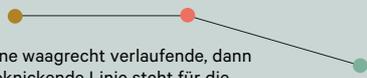
An einer geraden, waagrechten Linie lässt sich Stabilität erkennen, eine Norm, die auch in Zukunft Bestand haben wird

### Muster 2



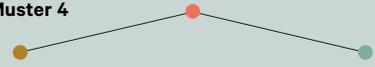
Die Linie verläuft gerade, steigt aber an oder fällt ab: Das bedeutet, es gibt gesellschaftlichen Wandel – und die Menschen begrüßen ihn

### Muster 3



Eine waagrecht verlaufende, dann abknickende Linie steht für die Befürchtung, dass sich eine bisher stabile Wertvorstellung auflösen wird

### Muster 4



Eine gezackte Linie zeigt eine Kapitulation an: Eine wichtige Norm ist unerreichbar. Die Menschen wissen nicht weiter

Konflikt seine Spuren? Antworten darauf erhalten wir, wenn wir die Ergebnisse der Vermächtnis-Studie aus dem Sommer 2015 mit jenen des Sommers 2018 vergleichen. Um es gleich vorwegzunehmen: Es zeigt sich eine hohe Stabilität.

Ein Wir-Gefühl zu haben, auf die Gesundheit zu achten, über Politik und Kultur informiert zu sein – das alles sind Themen, bei denen die Befragten ihrer Linie treu bleiben. Ob wir nun die Einstellungen zum Leben heute, das Vermächtnis für die nachfolgenden Generationen oder die Prognose für die zukünftige Gesellschaft betrachten – die Ergebnisse der beiden Erhebungen ähneln sich stark.

Bestehen bleibt in den meisten Bereichen auch die grundlegende Differenz zwischen dem, was man über sich sagt, und dem, was man über die anderen denkt. In der neuen Untersuchung können wir zudem noch genauer zeigen, wie die Diagnose der heutigen und die Prognose für die zukünftige Gesellschaft zusammenhängen (siehe auch Seite 9/10).

### Leiser Wertewandel

In manchen Bereichen sehen wir Ausschnitte längerfristiger Veränderungen. Verlässlichkeit in der Familie zu finden ist den Befragten etwas wichtiger geworden. Aus Liebe zum Kind Opfer zu bringen oder Lebensentscheidungen im Sinne der Eltern zu treffen hat auf niedrigem Niveau an Bedeutung gewonnen: Hier stimmen die Menschen deutlicher zu (Abb. 1).

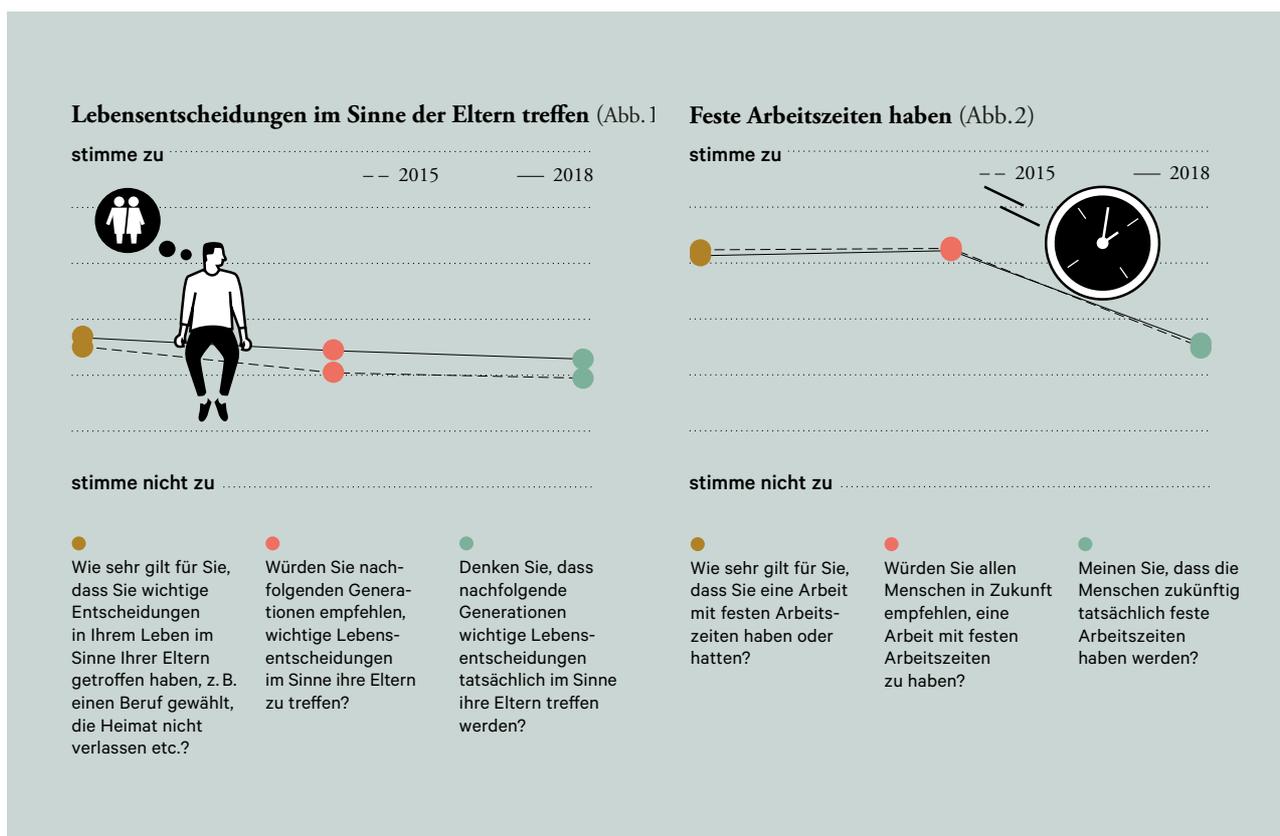
Bei einigen Fragen deuten sich Veränderungen an, die leise einen Wertewandel ankündigen. Gutes Aussehen wird unwichtiger. Ebenso verhält es sich beim Thema Religion. Sozialer Aufstieg und das Verlangen, sich Sicherheit durch materiellen Besitz zu verschaffen, verlieren etwas an Wichtigkeit. Die Veränderungen bleiben jedoch insgesamt gering. Wir messen hier eben nur einen kleinen Ausschnitt von langen, das heißt Jahrzehnte andauernden Wandlungsprozessen.

Ein Hinweis der Vermächtnis-Studie ist aber deutlich sichtbar: Politik bildet langfristige gesellschaftliche Entwick-

lungen nicht immer ab. Deutschland hat 2015 keinen tatsächlichen Bruch erlebt. Vielmehr ist eine politische Frage eskaliert, die sich lange abzeichnete. Und jenseits dessen setzen sich Veränderungen still, jedoch umso nachhaltiger fort – bis wir die vergangene Gesellschaft kaum mehr wiedererkennen.

### Arbeit um jeden Preis?

Zwei Themen stechen aus den Ergebnissen heraus. Schon 2015 beobachteten wir, wie wichtig die Erwerbsarbeit für die Menschen ist. Seitdem hat sich die Frage weiter verschärft, welche Rolle Erwerbsarbeit noch spielen wird zwischen fortschreitender Automatisierung, sich wandelnden Familienmodellen und höheren Ansprüchen an die individuelle Lebensgestaltung. Dabei bleibt Erwerbsarbeit ein wesentlicher Bezugspunkt des Lebens. Eine Beschäftigung, die man auch wirklich machen will, und feste Arbeitszeiten bleiben wichtige Ansprüche (Abb. 2).



Dahinter steckt der tief verankerte Wunsch nach guter Arbeit, verstanden als sinnhafte Arbeit, auch im Zusammensein mit anderen.

Doch die Menschen sind misstrauisch, ob sich dies so realisieren lassen wird, da sie denken, dass andere dieses Selbstverständnis nicht teilen. Hier muss sich die Gesellschaft miteinander verständigen über das Vermächtnis der Arbeit von heute.

Die Empfehlung, dass man auch dann arbeiten gehen sollte, wenn man das Geld nicht braucht, wird heute weniger deutlich formuliert als noch vor drei Jahren. Soll es also weiter um »Arbeit um jeden Preis« gehen? Oder braucht es einen neuen Arbeitsbegriff, der die volkswirtschaftlich bisher »unproduktiven« ehrenamtlichen Tätigkeiten, die unbezahlte Haus- und Pflegearbeit gleichberechtigt anerkennt?

### Technischer Fortschritt

Zwar gab es 2015 das iPhone noch keine zehn Jahre, doch Smartphones

galten längst als alltäglicher Lebensbegleiter. Hinzu kam der Smart Speaker, der intelligente Lautsprecher, der seitdem in Millionen von Haushalten zu einer Art »Familienmitglied« geworden ist. Dieser Einzug digitaler Technik in jeden Bereich unseres Lebens ist die wohl sichtbarste Veränderung in den letzten Jahrzehnten.

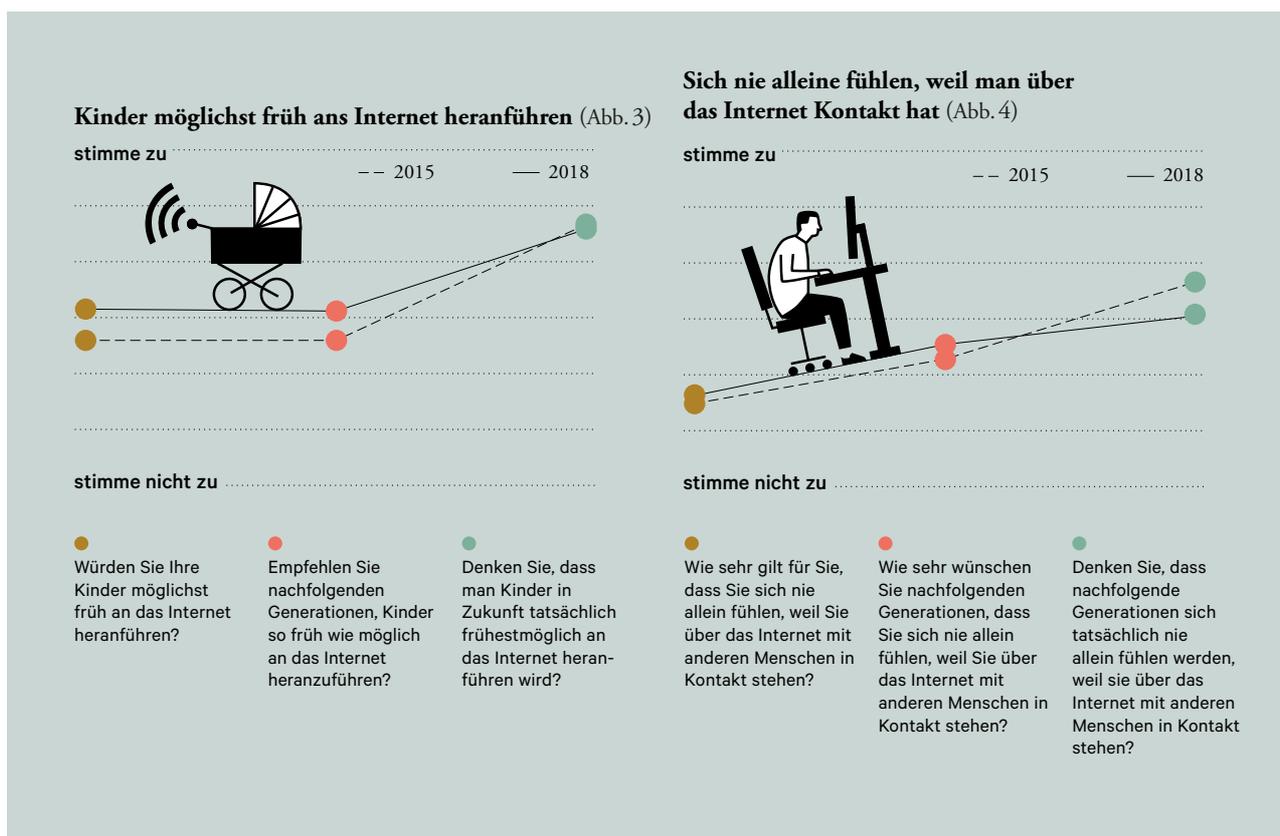
Kontrovers wird darüber diskutiert, inwiefern man kleine Kinder schützen sollte vor zu viel digitaler Technik. Wie im Jahr 2015 haben wir deshalb danach gefragt, ob man Kinder möglichst früh an das Internet heranzuführen sollte (Abb. 3). Hier zeigt sich, dass man den technischen Neuerungen heute gelassener begegnet als vor drei Jahren. In den eigenen Einstellungen und im Wunsch für die Zukunft steigt die Zustimmung dazu deutlich.

Unverändert ist jedoch die Prognose, dass die Entwicklung schneller und massiver voranschreiten wird, als die Menschen sich das wünschen. Wie die mediale Erziehung von Kleinkindern aussehen soll, bleibt also weiterhin ein offener Konflikt.

Größere Skepsis zeigt sich bei der Frage, inwieweit das Internet dazu beiträgt, dass man sich weniger allein fühlt. Einerseits setzen die Menschen verstärkt darauf, über das Netz mit anderen in Kontakt zu sein, und wünschen sich das auch zunehmend für die Zukunft (Abb. 4). Andererseits wird die positive Prognose deutlich nach unten korrigiert. Die Menschen werden sich in Zukunft nicht weniger einsam fühlen, nur weil sie sich dank des Internets mit anderen austauschen können. Es hat sich offenbar herumgesprochen, dass man gut vernetzt auch »gemeinsam einsam« sein kann. Haben wir zu viele Hoffnungen in die Technik gesetzt, und werden diese Erwartungen nun enttäuscht?

Trotz solcher Zweifel zeigen die Ergebnisse der Studie: Die Menschen in Deutschland lehnen technischen Fortschritt nicht ab. Im Gegenteil. Sie sind offen für den digitalen Wandel und damit einhergehende Innovationen.

Jan Wetzel ist Mitarbeiter am WZB



# Verräterische Distanz

VON JUTTA ALLMENDINGER

**W**ir kennen sie alle: kurz-, mittel- und langfristige Prognosen zur Konjunktur, zur Beschäftigung, zur Lebenserwartung, zum Klima. Das Kalkül ist immer das gleiche: Man geht vom Hier und Heute aus, blickt auf die Veränderungsdynamiken der vergangenen Jahre und wägt ab, welche »Störungen« eintreten könnten, aufgrund derer die Zukunftserwartung nach oben oder unten angepasst werden muss. Statistiker bezeichnen dieses Vorgehen als »naive Prognostik«.

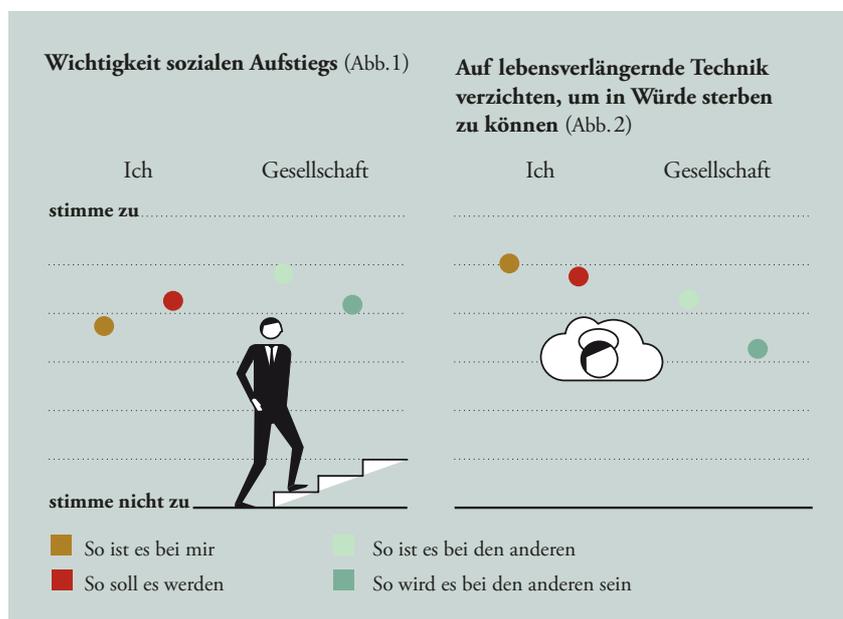
In der Vermächtnis-Studie sollten die Befragten eine Prognose über das Leben von morgen abgeben. In einem Dreischritt wollten wir von den Menschen wissen, was ihnen heute wichtig ist, was kommenden Generationen wichtig sein sollte und was den Menschen in der Zukunft wichtig sein wird.

Für die meisten Lebensbereiche haben die Befragten ein Antwortmuster gewählt, nach welchem die Zukunft nicht an ihr eigenes Verhalten heute und schon gar nicht an ihre Wünsche für die Welt von morgen heranreicht. Der Dreischritt ergibt grafisch meist die Form eines Spitzdachs mit einem niedrigen Wert für das Heute (»das ist mir wichtig«), einem höheren Wert für das Vermächtnis (»das sollte wichtig sein«) und einem deutlich niedrigeren Wert für die erwartete Zukunft (»das wird wichtig sein«). Die Zukunft entwickelt sich also nicht so wie gewünscht. Aber wie ist dieser Verlauf genau zu interpretieren? Spiegelt er die in der öffentlichen Diskussion so oft betonte Zukunftsangst der Menschen in Deutschland? Dient er als Beleg dafür, dass die Menschen davon ausgehen,

dass alles anders und meist schlechter als heute werden wird? Um diesen Fragen nachzugehen, haben wir uns in der Befragung 2018 erstmals auch danach erkundigt, wie die Befragten die Einstellungen der Menschen in Deutschland heute einschätzen. Aus dem Dreischritt wurde damit ein Vierschritt. Durch diesen erfahren wir also nicht mehr nur, was den Befragten heute wichtig ist, was ihrer Meinung nach in Zukunft wichtig sein sollte und was ihrer Ansicht nach letztlich wichtig sein wird. Wir erhalten noch eine Information mehr. Dadurch können wir nun auch die Ansichten der Befragten über ihre Mitmenschen heute mit der Prognose über die Einstellungen ihrer Mitmenschen morgen vergleichen. Das Ergebnis ist eindeutig. In den allermeisten Fällen entspricht die Gegenwartsdiagnose der Zukunftsprognose. Was unsere Befragten über andere

Menschen heute denken, erwarten sie von ihnen auch in der Zukunft. Sie betreiben eine Form naiver Prognostik. Gezeichnet wird das Bild einer sehr stabilen Gesellschaft. Keine Spur von Zukunftsangst, von einem Alles-wird-schlechter, von Panik.

In vier Bereichen unterscheiden sich Diagnose und Prognose. Sie betreffen Einstellungen, Neues beginnen zu wollen, zum sozialen Aufstieg (Abb. 1), zu familiären Verpflichtungen und zum Verhältnis Mensch-Technik (Abb. 2). Konkret nehmen die Befragten an, dass es den Menschen in Deutschland zukünftig wichtiger als heute sein wird, Neues zu beginnen. Dies ist eine gute Nachricht für all jene, die fürchten, dass Deutschland die Offenheit für Innovation verlieren könnte. Der soziale Aufstieg wird dagegen, so unsere Befragten, zukünftig deutlich weniger wichtig als heute sein. Die Norm des »schneller,



höher und weiter« lockert sich zugunsten von Zeit und anderen nicht materiellen Gütern. Als Beispiele mögen hier der Wunsch nach eigener Zeit (81 Prozent) und einer sinnvollen Beschäftigung (73 Prozent) genügen.

Und auch eine weitere Norm gerät weiter unter Druck: die Abhängigkeit von der Familie. Die Menschen in Deutschland, so unsere Befragten, werden sich zukünftig weit weniger als heute nach den Lebensentwürfen ihrer Eltern richten und auch seltener persönliche Opfer zugunsten ihrer Kinder erbringen. Dieser doppelten Emanzipation von Statusorientierung und familiären Verpflichtungen steht eine erhöhte Abhängigkeit von der Technik gegenüber. Die Menschen werden sich in Zukunft, so meinen unsere Befragten, der Technik mehr ausliefern als heute – auch bei ganz persönlichen Entscheidungen wie (ungewollten) lebensverlängernden Maßnahmen.

So wichtig diese angenommenen gesellschaftlichen Entwicklungen sind, so wenig ändern sie am großen Bild erwarteter gesellschaftlicher Stabilität. Denn eines belegen die Ergebnisse nicht: eine Gesellschaft der Angst.

Wenn dem so ist, wie erklären sich dann die vielen bedrückenden Diagnosen über die heutige Gesellschaft, über den Rückgang des sozialen Zusammenhalts, die zunehmende gesellschaftliche

Spaltung, die Wut der Abgehängten? Die in der Befragung 2018 neu aufgenommene vierte Frage, wie man die anderen Menschen in Deutschland heute einschätzt, hilft auch hier. Sie erlaubt uns, die Selbstwahrnehmung der Menschen mit ihrer Ansicht über andere Menschen in Deutschland zu vergleichen, also Selbst- und Fremdbeurteilung einander gegenüberzustellen. Wir finden in einigen Lebensbereichen sehr kleine, in anderen dagegen sehr große Unterschiede zwischen diesen beiden Wahrnehmungen. Sie zeugen von einem Vertrauen in die Gesellschaft – oder einem starken Misstrauen gegenüber der Gesellschaft, von Harmonie oder Entfremdung.

Selbst- und Fremdwahrnehmung entsprechen sich bei der Erwerbstätigkeit (Abb. 3). Sie ist den einzelnen Befragten höchst wichtig, und sie gestehen auch ihren Mitbürgern zu, dass diese Erwerbsarbeit als äußerst wichtig ansehen. Ebenso verhält es sich bei den Wünschen, die neueste Technik zu verstehen, für Kinder Opfer zu bringen, gut auszusehen, und bei der Ablehnung, für bessere medizinische Versorgung mehr zu zahlen. In all diesen Bereichen sehen sich die Menschen mit der Gesellschaft einig.

Völlig auseinander fallen Selbst- und Fremdwahrnehmung dagegen bei der Wichtigkeit eigener Kinder, eines Wir-Gefühls (Abb.4) und einer Beschäfti-

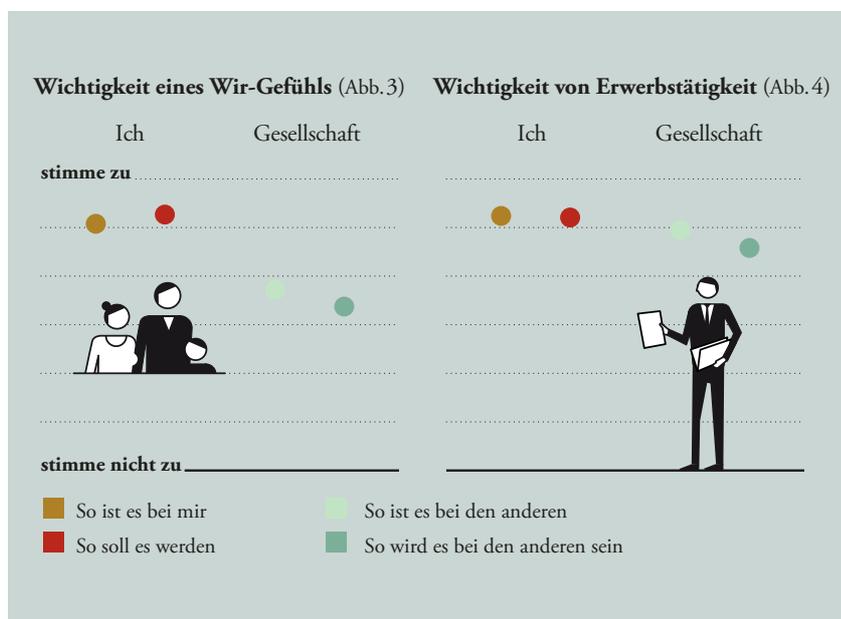
gung, die man auch richtig gern ausübt. Während man eigene Kinder für sich als wichtig erachtet, dass Wir-Gefühl höchst wichtig ist und die Erwerbsarbeit genau den eigenen Erwartungen entsprechen sollte, zeichnet man die anderen Mitglieder der Bevölkerung als kinderfeindlich, ohne Sinn für ein Wir und jedwede Erwerbsarbeit akzeptierend. Es sind Bereiche, die für den sozialen Zusammenhalt einer Gesellschaft einen besonderen Stellenwert haben: Kinder, Geborgenheit, gute Arbeit.

Nun könnte man dieses irritierende Ergebnis einfach abtun und damit erklären, dass sich die Menschen positiv von der Masse abheben, auf die anderen herabblicken möchten. Man könnte auch schlicht von Intervieweffekten sprechen, von sozial erwünschten Antworten. Doch so einfach ist es nicht. Warum sollte sich die Distinktion oder die soziale Gefälligkeit der Menschen nur in einigen Lebensbereichen zeigen, in anderen vergleichbaren dagegen nicht? Man würde dann wohl erwarten, dass die Befragten andere Menschen als Faulpelze und Sozialschmarotzer bezeichnen, nicht aber als Mitmenschen, denen Erwerbsarbeit überaus wichtig ist. Nein, die Ergebnisse gehen tiefer.

Die Menschen in Deutschland umklammern gute Arbeit und feste Familien- und Freundeskreise, ihre großen Werte. Von den anderen Menschen in Deutschland fühlen sie sich verraten. Diese, so unterstellen sie, akzeptieren jedwede Arbeit, mag sie noch so sinnlos sein. Zudem vernachlässigen sie ihre Familien und Freunde, sie kümmern sich nicht um das »Wir«.

Die unglaubliche Distanz, die man zwischen sich und den anderen sieht, ist ihrerseits verräterisch. Die Menschen in Deutschland fühlen sich angefasst. Sie nehmen die Veränderungen in der Gesellschaft sehr genau wahr, verneinen, dass sie selbst davon erfasst werden, und überhöhen dabei den Einfluss von Veränderungen auf die anderen. Hier also zeigt sie sich doch: die Angst vor Verlust.

Jutta Allmendinger ist Präsidentin des WZB  
Der Artikel entstand unter Mitarbeit  
von Patrick Weber



#zeitauftrag

ZEIT  KONFERENZ

# Werden Sie Partner!

Die Konferenz zur großen Vermächtnisstudie von

DIE  ZEIT infas WZB

Bei der ZEIT Konferenz »Der Auftrag« werden die Erkenntnisse und Handlungsaufträge, die sich aus der Vermächtnis-Studie ableiten lassen, mit Expertinnen und Experten aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft sowie 400 geladenen Gästen diskutiert.

**20. NOVEMBER · BERLIN 2019**  
RADIALSYSTEM V

Eine Veranstaltung von:

DIE  ZEIT **CONVENT**  .de  
EIN UNTERNEHMEN DER ZEIT VERLAGSGRUPPE

## DIE ZEIT

Johanna Schacht  
Pressesprecherin  
Tel.: 040/32 80-3671  
Fax: 040/32 80-558  
E-Mail: [johanna.schacht@zeit.de](mailto:johanna.schacht@zeit.de)  
[www.twitter.com/zeitverlag](http://www.twitter.com/zeitverlag)

## infas

Joachim Scholz  
Leiter Unternehmenskommunikation  
Tel.: 0228/38 22-448  
Fax: 0228/31 00 71  
E-Mail: [j.scholz@infas.de](mailto:j.scholz@infas.de)  
[www.infas.de](http://www.infas.de)  
[www.twitter.com/infas\\_Institut](http://www.twitter.com/infas_Institut)

## WZB

Dr. Harald Wilkoszewski  
Leiter Kommunikation und Pressesprecher  
Tel: 030/25491-509  
E-Mail: [harald.wilkoszewski@wzb.eu](mailto:harald.wilkoszewski@wzb.eu)  
[www.wzb.eu](http://www.wzb.eu)  
[www.twitter.com/WZB\\_Berlin](http://www.twitter.com/WZB_Berlin)

IMPRESSUM – Chefredaktion: Andreas Lebert, Redaktion: Rudi Novotny, Johanna Schoener, Laura Weinert, Layout: Christoph Lehner, Korrektorat: Thomas Worthmann (verantw.), Maren Preiß, Karen Schmidt, Verlagsleitung: Sandra Kreft, Objektleitung: Malte Riken, Geschäftsführung: Dr. Rainer Esser, Herstellung und Schlussgrafik: Torsten Bastian (verantw.), Oliver Nagel, Patrick Baden, Druck: Firmengruppe APPL, appl Druck, Wemding, Anschrift: ZEIT Wissen, Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg, Tel. 040/32 80-0, Fax 040/32 80-553

# Die ZEIT-Serie zur Vermächtnis-Studie

## **FOLGE 1**

ZUFRIEDEN UND UNBEEINDRUCKT:  
DIE SONDERBAR GELASSENEN DEUTSCHEN

## **FOLGE 2**

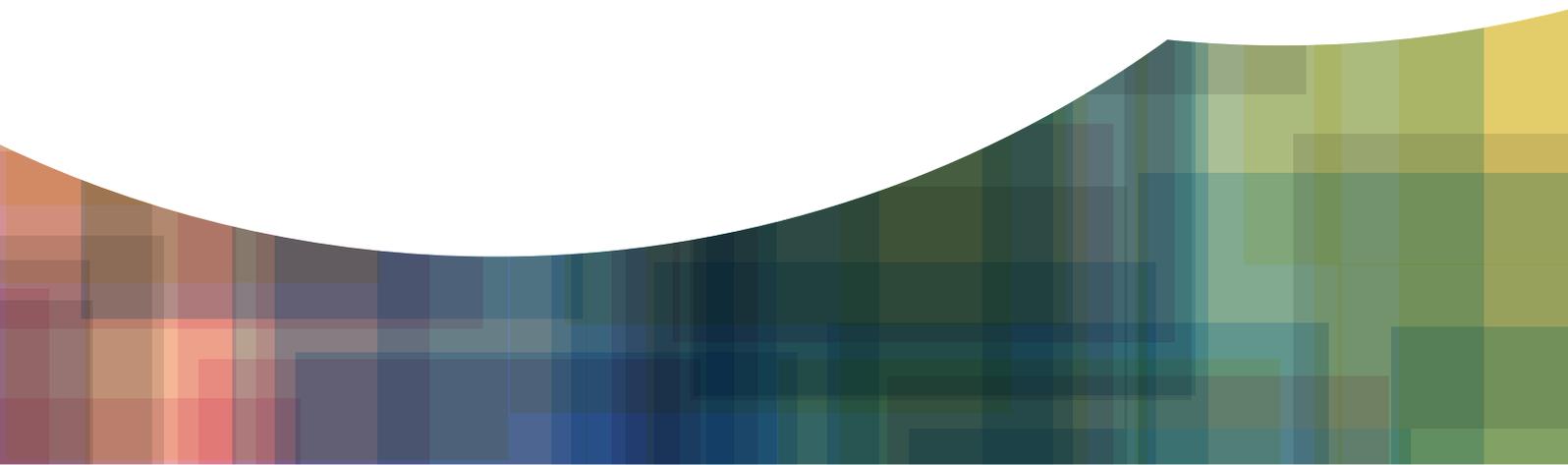
ANDERS ALS GEDACHT: WAS DEN  
DEUTSCHEN HEIMAT BEDEUTET

## **FOLGE 3**

ZUSAMMENHALT UND ENTFREMDUNG:  
DIE SEHNSUCHT NACH DEM WIR

## **FOLGE 4**

ÜBERRASCHEND OFFEN FÜR NEUES:  
FORTSCHRITT À LA CARTE



# Die sonderbare Gelassenheit der Deutschen

ZUFRIEDEN UND UNBEEINDRUCKT VON DEN STÜRMEN DER ZEIT – SO ZEIGEN SICH DIE MENSCHEN IN DEUTSCHLAND IN DER NEUEN VERMÄCHTNIS-STUDIE. DOCH DIE IDYLLE TRÜGT  
VON RUDI NOVOTNY

**H**inter den Datenbergen liegt das gelobte Land. Zufriedene Bewohner, stabile Institutionen, eine Heimat für Menschen aus aller Welt, die sich hier mit Familie und Freunden einrichten. Sie fühlen sich wohl, wenngleich sie wissen, dass es in ihrem Land nicht gerecht zugeht, dass bald Veränderungen anstehen, Umwälzungen. Doch sie haben keine Angst, sie sind bereit für das Neue. Denn die Deutschen besitzen eine innere Stärke, die sie gelassen auf die Welt blicken lässt – selbst wenn die aus den Fugen gerät. Stärke? Gelassenheit? Es ist ein überraschendes Bild der deutschen Gesellschaft, das aus den Daten der Vermächtnis-Studie hervorgeht. Ein völlig anderes, als es von Medien, Politik, Wirtschaft, von den Bürgern selbst gezeichnet wird. Wenn in Talkshows, im Bundestag und anderswo über Deutschland geredet wird, geht es um ein Land, das Veränderung und Technik fürchtet, Angst vor Fremden hat und vor Abstieg, in dem Diskurs und Umgang verrohen, Gier und Geiz herrschen und es keinen Anstand mehr gibt. Die dazugehörigen Debatten

werden von jenen mit den lautesten Thesen dominiert. Von Büchern wie Republik der Angst oder Magazin-Aufmachern wie »Es war einmal ein starkes Land«. Unter diesem Titel komponierte der Spiegel vergangenes Jahr Dieselskandal, WM-Ausscheiden und Regierungszwist zum Deutschland-Abgesang.

Die Wissenschaftler der Vermächtnis-Studie debattierten nicht. Sie hörten zu. 2070 Menschen, jedem über anderthalb Stunden. 200 Interviewer fragten sich von Mai bis September 2018 durch das Land, um ein repräsentatives Bild der Gesellschaft zu bekommen. Wie leben die Menschen? Wie wollen sie leben? Was erwarten sie von der Zukunft? Was wollen sie an kommende Generationen weitergeben?

Die Ergebnisse sind eine Zumutung. Für die Leser, weil sie aushalten müssen, dass Wissenschaft sich endgültigen Antworten nur annähern kann, da ihrer Übersetzung in den Alltag immer eine Unschärfe innewohnt. Für die Deutschen, weil die Studie ihr Selbstbild herausfordert. Denn trotz aller Unschärfe: Die Vermächtnis-Studie vermisst exakt die innere Verfasstheit des Landes. Und weil dies nach Sommer

2015 die zweite Befragung ist und etwa 1200 Menschen zum zweiten Mal teilnahmen, lassen sich Veränderungen erkennen. Oder auch nicht. Denn nichts charakterisiert dieses Land besser als Kontinuität. AfD, Trump, Brexit, Flüchtlingskrise – die vergangenen drei Jahre mögen die Welt erschüttert haben. Aber nicht die Deutschen.

Arbeit bleibt für sie das Wichtigste. 86 Prozent sagen, dass ihnen Erwerbsarbeit sehr wichtig sei, 2015 waren es 85 Prozent. Zudem erklären 73 Prozent, dass sie einer Arbeit nachgingen, die sie auf jeden Fall machen wollten. Auch dieser Wert hat sich kaum verändert. Stabilität ebenso in anderen Bereichen. Trotz aller politischen Ereignisse bleibt das Interesse an Politik moderat, so wie an Kultur. Unverändert hoch dagegen der Wunsch, die Arbeit im Haushalt aufzuteilen. So stabil wie die Einstellungen sind auch die Erwartungen der Deutschen. Gefragt, wo sie sich in zehn Jahren sehen, sagen über 90 Prozent: Da, wo ich heute stehe. Sie rechnen nicht mit Abstieg, aber auch nicht mit

Aufstieg. Selbst dann nicht, wenn sie ganz unten stehen – und obwohl sie die Gesellschaft ungerecht finden. Wenn die Vermächtnis-Forscher die Menschen baten, die Verteilung von Reichtum hierzulande zu malen, zeichneten die eine Pyramide.

Stabilität kann auch Resignation bedeuten. Ein Durchwursteln durch das eigene Leben nach dem Motto: lieber mäßige Stabilität als vielversprechendes Chaos. Es gibt Politiker, die haben so Wahlen gewonnen, als Verkörperung des kleineren Übels. Wäre dem so, wären die Deutschen nicht gelassen. Sondern würden in einer Angststarre verharren. Dafür müssten sie allerdings Angst haben. Haben sie aber nicht. Auch das zeigt die Vermächtnis-Studie.

### **Könnte die Gesellschaft mit wenig Mühe sehr viel besser sein? Fehlen die Ambitionen?**

So sorgen sich nur 30 Prozent der Befragten um ihren Job. Genauso viele wie 2015. Nur drei Prozent glauben, dass ihre Arbeit auch von Computern erledigt werden könnte. Und das, obwohl beinahe täglich diskutiert wird, wie viele Jobs in Zukunft von Robotern

übernommen werden. Auch von einer anderen Diskussion scheinen die Deutschen unbeeindruckt. Haben Sie Angst vor Überfremdung?, wollte die Vermächtnis-Studie wissen. 30 Prozent bejahten das 2015, vor Beginn der Flüchtlingskrise. Jetzt sind es 34 Prozent. Klingt viel? Zum Vergleich: Die größte Angst der Deutschen ist fast doppelt so stark. 69 Prozent befürchten, keine Kontrolle über das eigene Leben zu haben. Was übrigens zeigt, dass sie genau diese Kontrolle derzeit haben.

Wer die Kontrolle über sein Leben besitzt, ist zufrieden. Zwei Drittel der Deutschen sagen das von sich. Und sie fühlen es. Im Laufe des Interviews schnupperten die Vermächtnis-Teilnehmer an verschiedenen Düften. Welche davon passen zu Ihrem Leben?, fragten die Forscher. Die angenehmen, sagten die Teilnehmer. Ihre Schlagworte: »Sonne«, »Gesundheit«, »Blumengarten«.

Ein überschaubares Glück, eine Idylle im Kleinformat. Ist das genug? Oder zu wenig? Einerseits braucht innere Stärke keine großen Gesten. Gelassenheit ist oftmals bei jenen zu finden, die wissen, wohin sie gehören. So klein dieser Ort auch sein mag. Ein sicheres Leben auf

kleiner Scholle – für die meisten Menschen ein Traum. Oft unerreichbar. Andererseits kann eine Idylle auch zu überschaubar sein. Wenn das Glück zu klein zum Teilen ist und die Idylle zu ambitionslos für eine Gesellschaft, die mit wenig Mühe viel besser sein könnte. Genug? Zu wenig? Die Vermächtnis-Studie beantwortet das nicht direkt. Empirie beschreibt nur. Die Deutung entsteht aus dem Zusammenspiel der Zahlen. Wer das versteht, kann Schwerpunkte ausmachen, die sich zu Themen verdichten. Drei davon haben die Forscher in der Studie gefunden. Alle drei werden in den folgenden Wochen in der ZEIT behandelt. Das erste Thema ist »Heimat«.

Sie ist fast allen Menschen wichtig, 89 Prozent sind es in der Vermächtnis-Studie. Nicht erstaunlich. Doch wie die Befragten »Heimat« definieren, ist überraschend. Nationale Ideen spielen kaum eine Rolle. Nur knapp die Hälfte definiert Heimat über Kultur, nur 59 Prozent denken an Deutschland. Wirkliche Heimat finden Menschen bei anderen Menschen. Bei jenen, die ihnen etwas bedeuten. 68 Prozent nennen Freunde und Bekannten, 80 Prozent Familie und Lebenspartner. Die höchste

Zustimmung, 88 Prozent, erreicht die Antwort: »Heimat ist, wo ich mich geborgen fühle«. Heimat ist ein Gefühl. Kein Grenzzaun. Und zwar bei allen. Denn auch die Deutschen mit Migrationshintergrund sehen es so. Ebenfalls interessant: Eine gemeinsame Religion spielt die geringste Rolle. Hätte die Heimat, wie sie in der Vermächtnis-Studie erscheint, eine Hymne, es wäre Lennons Imagine.

Die Idylle ist also nicht zu klein zum Teilen. Im Gegenteil, sie ist eine geteilte Idealvorstellung. Doch das wird in der Debatte ignoriert, Zusammenleben wird meist mit Blick auf die Gefahren diskutiert, die von Kultur und Religion ausgehen. Jene Bereiche, die am wenigsten bewegen. Beispiele? Ein Innenminister stellt zehn Regeln für eine deutsche Leitkultur auf, eine Talkshow fragt, ob junge Männer aus »archaischen Gesellschaften« integrierbar seien. Interessante Fragen, im Einzelfall sogar wichtige. Leider die falschen für dieses Land. Die richtigen finden sich in der Vermächtnis-Studie, bei den Themen Nummer zwei und drei – »Wir-Gefühl« und »Fortschritt«.

### **Die Deutschen glauben an sich. Aber nicht mehr an ihre Institutionen**

Wie auch »Heimat« ist den Menschen ein »Wir-Gefühl« wichtig. Fast 80 Prozent sagen dies. 85 Prozent wünschen sich noch mehr »Wir«. Die Deutschen haben eine Sehnsucht nach Zusammenhalt. Bei jenen, die nur eine geringe Bildung haben, ist sie noch größer. Genau wie bei Menschen, die sich vor Kriminalität, Terror und Ausländern fürchten.

Diese Zahlen sind eine Aufforderung an die Politik, sich um das »Wir-Gefühl« zu kümmern. Das ist Chance und Gefahr. Denn wenn die etablierten Parteien das gewaltige Potenzial, das darin steckt, nicht erschließen, werden es andere tun.

Schon zeigen sich die ersten Risse in der Idylle. Denn das Wir-Gefühl übersetzt sich nicht in Engagement außerhalb des Freundes- und Bekanntenkreises. Dafür fehlt es an Vertrauen untereinander, der Basis für ein gelebtes Wir. Nur ein Viertel der Befragten hat viel Vertrauen in die Mitmenschen, 40 Prozent haben wenig. Auch hier sind jene mit geringer Bildung besonders skeptisch. Außerdem glaubt nur ein Viertel, dass auch den Mitmenschen ein »Wir-Gefühl« wichtig ist. Ein Misstrauensvotum. Um das zu ändern, müsste eine andere Politik gemacht werden. Keine kleine Aufgabe angesichts von Landflucht, eines Bildungssystems, das seit Jahren undurchlässiger wird, und Innenstädten, in denen Arme auf der einen Seite leben und auf der anderen die Reichen. Doch die Deutschen sind bereit für Veränderungen, auch für tiefgreifende. Das zeigt sich im vierten Teil der Vermächtnis-Studie, dem »Fortschritt«. In den Daten taucht er zweimal auf, als technischer Fortschritt und als sozialer. Ersterer beschäftigt sich mit der Digitalisierung. Die halten die Deutschen für unvermeidlich. 88 Prozent stimmen der Aussage zu, dass Bildung daher ein lebenslanger Prozess sei, und glauben, dass es in Zukunft noch wichtiger sein werde, immer wieder Neues zu beginnen. Angst löst diese Vorstellung nicht aus. Drei Viertel der Befragten sagen, dass es Gewinner und Ver-

lierer geben werde. Ein Blick von nüchterner Gelassenheit. Und das, obwohl die Deutschen ihr Land für technisch unvorbereitet halten. Die Hälfte glaubt, dass Deutschland bei der Digitalisierung hinterherhinkt. Nur 14 Prozent denken, dass Schulen, Universitäten und Ausbildungsbetriebe gut vorbereitet seien, nur 20 Prozent sagen dies von heimischen Firmen. Anders ausgedrückt: Die Deutschen haben sich emanzipiert. Von den Eliten in Politik und Wirtschaft, von deren Versprechungen. Sie glauben an sich. Aber nicht mehr an ihre Institutionen.

Das zeigt sich auch bei der anderen Form des Fortschritts, dem sozialen Aufstieg. Der werde zunehmend unwichtiger, sagen die Befragten in der Vermächtnis-Studie. Stattdessen pochen sie auf Sinn und Solidarität, wünschen sich mehr Zeit für Kinder, Freunde und Freizeit. Und ein Gesundheitssystem, das alle gleich behandelt. Das ist eine Absage an das Prinzip des »Schneller, höher, weiter«, das jahrzehntelang die Gesellschaft prägte. Es ist aber auch eine Absage an Gerechtigkeitsdebatten, die nur um Tarifizuschläge und Rentenerhöhungen kreisen.

Die Mehrheit der Deutschen ist weiter – und zufrieden. Damit diese Idylle bleibt, müssen die politisch Verantwortlichen ihnen folgen. Der erste Schritt dazu ist diese ungeschönte Bestandsaufnahme.

# »Eine Art Lügendetektor«

BEI DEN DEUTSCHEN KLAFFEN SELBST- UND FREMDWAHRNEHMUNG AUSEINANDER. FÜR JUTTA ALLMENDINGER IST DAS EIN ALARMSIGNAL. DIE SOZIOLOGIN WARNT VOR EINEM AUSEINANDERFALLEN DER GESELLSCHAFT

**DIE ZEIT:** Frau Allmendinger, angenommen, wir hätten Besuch von einem Marsmenschen: Wie würden Sie ihm die Deutschen beschreiben?

**Jutta Allmendinger:** Als Menschen, die das Behagliche und Maßvolle schätzen. Sie wären sicher nicht die Ersten, die diesen Besuch erwidern würden. Aber sollten sie mit einer sorgfältig gebauten Rakete ankommen, wären sie für die Marsmenschen fortan sehr fleißige und zuverlässige Gesellen. Selbst wenn sie Ungleichheiten in der Gesellschaft und sich selbst in der unteren Mitte der Einkommensverteilung sähen, würden sie sich als zufrieden bezeichnen.

**ZEIT:** Ist das nun eine gute Nachricht, die Sie da aus den Ergebnissen der Vermächtnis-Studie ableiten?

**Allmendinger:** Na ja. Zunächst sind die Deutschen schon mal keine Jammerlappen! Sie gehen in ihrer Arbeit auf und sorgen sich um ihre Nächsten. Sie haben keine großen Ängste und verfügen über etwas, das man Selbstgenügsamkeit nennen könnte. Da ist eine hohe Stabilität in den Daten zu beobachten im Vergleich zum ersten Durchlauf der Studie 2015. Die Menschen erwarten auch keine großen Verände-

rungen ihrer sozialen Lage in den kommenden zehn Jahren.

**ZEIT:** Angesichts dessen, was politisch in der Zwischenzeit los war, hätten wir einen Bruch erwartet: Die AfD ist erstarkt, viele Flüchtlinge kamen ins Land, Trump wurde gewählt ...

Allmendinger: ... und die Unwörter der Jahre waren »Gutmensch«, »Volksverräter« und »alternative Fakten«. Ich gebe Ihnen recht, man hätte annehmen können, dass etwa die Angst vor Überfremdung nach oben geht in den Skalen, dass das Interesse an Politik, das Engagement gegen Populisten gestiegen ist. Stattdessen sehen wir erneut ein hohes Maß an Unbeeindrucktsein, ein Weiter-so, eine Gelassenheit in Bezug auf die politischen Verhältnisse.

**ZEIT:** So wie Sie das sagen, klingt dieses Unbeeindrucktsein nicht nur positiv.

**Allmendinger:** Ich vermisse in den Daten jeden Funken des Aufstands der Menschen gegen die sie umgebenden Kräfte. Ob Erfolg oder Misserfolg – sie fühlen sich für alles selbst verantwortlich. Wenn ich mich als Planungsbüro meines Lebens auffasse, sage ich nicht, dass ich in die falsche Familie geboren wurde, dass ich keine Chancen auf bes-

sere Bildung hatte – nein! Dann sage ich: Ich strenge mich halt nicht so an, ich habe halt nicht so viel gelernt.

**ZEIT:** Beim zweiten Durchlauf der Studie haben Sie die Menschen nicht nur gefragt, welche Normen ihnen wichtig sind, was wichtig sein sollte und was der Gesellschaft in Zukunft wichtig sein wird. Sie haben diesen Dreischritt um eine vierte Frage ergänzt.

**Allmendinger:** Ja, wir wollten zusätzlich wissen, wie die Befragten ihre Mitmenschen heute einschätzen.

**ZEIT:** Was kam dabei heraus?

Allmendinger: Bei manchen Themen entsprachen sich die Selbsteinschätzung und das, was man an anderen Menschen wahrnimmt, etwa wenn es um den Wunsch ging, die neueste Technik zu verstehen oder gut auszusehen. Spannend wurde es bei den Themen, bei denen sich eine Kluft zwischen Selbst und Fremdbeurteilung auftat. Die größte Abweichung haben wir bei der Frage nach guter, sinnstiftender Arbeit festgestellt.

**ZEIT:** Sie wollten von den Befragten wissen, ob sie einer Beschäftigung nachgehen, die sie auch wirklich machen wollen.

**Allmendinger:** Das bejahten 73 Prozent für sich. Wenn die Befragten allerdings sagen sollten, wie das bei ihren Mitmenschen ist, ging der Anteil runter auf 9 Prozent. Sie unterstellten ihnen also, jedwede Arbeit zu akzeptieren – mag sie noch so sinnlos sein.

**ZEIT:** Wie erklären Sie sich diese Diskrepanz?

**Allmendinger:** Sie verrät uns eine ganze Menge. Was man auf andere überträgt, stellt ja vor allem eigene Ambivalenzen dar. Für das konkrete Beispiel heißt das: Die Menschen nehmen sehr genau wahr, dass Arbeit in diesem Land längst nicht immer gute Arbeit ist. Sie sind aber geschickt darin, sich von dieser Erkenntnis abzuschotten und die eigene miese Arbeit positiv aufzuladen, das Beste daraus zu machen. Für uns ist dieser Abstand eine Art Lügendetektor. Wo machen sich die Menschen, wo macht sich die Gesellschaft etwas vor?

**ZEIT:** Wo war der Abstand noch auffällig?

**Allmendinger:** Auch bei der Wichtigkeit eigener Kinder und beim Wir-Gefühl klafften Selbst- und Fremdwahrnehmung auseinander. Diese Distanz spricht für politischen Handlungsbedarf.

**ZEIT:** Zunächst dürften sich die Politiker freuen, dass die Deutschen so wenig Ängste haben und dass ihre Lebenszufriedenheit so hoch ist.

**Allmendinger:** Politik ist nicht dazu da, einzelne Menschen glücklich zu machen. Sie hat es mit einem Gemeinwesen zu tun und muss sich um Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts

kümmern. Was diesen Punkt betrifft, dürften sich die Politiker beim Blick in unsere Daten nicht freuen.

**ZEIT:** Was würden sie sehen?

**Allmendinger:** Dass die Menschen ihre kleinen Kokons haben. Sie haben oft wenige Verbindungen zu Menschen aus anderen Schichten, keine Netzwerke mit ihnen, da ist kein Austausch über feste Familien- und Freundeskreise hinaus. Insbesondere Menschen mit einer niedrigen Bildung sind oft nur in diesen Kokons unterwegs.

**ZEIT:** Liegt das an mangelndem Antrieb oder suchen die Menschen Schutz?

**Allmendinger:** Es ist eine Unbeholfenheit. Man weiß, dass sich die Welt verändert. Klima, Digitalität, die Segregation unserer Städte, die hohe soziale Ungleichheit. Was haben die Leute dem schon entgegenzusetzen? Das, was sie vor Jahren in der Schule, in der Lehre, in den Unis, im Job gelernt haben?

**ZEIT:** Warum nicht?

**Allmendinger:** Das Problem ist doch, dass es keine Institutionen auf der Höhe der Zeit gibt, die Halt bieten, die unterstützen, die Hilfe anbieten, die Wege, Orientierung, Möglichkeiten anbieten und bei der Umsetzung helfen.

**ZEIT:** Was meinen Sie damit konkret? Was bedeutet diese Diagnose etwa für die Bildungsministerin?

**Allmendinger:** Dass sie schleunigst Altersgrenzen bei Ausbildungsgängen aufbrechen sollte. Weiterbildung und lebenslanges Lernen – das sind Ausdrücke von gestern. Wir müssen über eine zweite und dritte Ausbildung reden, Jobwechsel sollten längst eine Normalität sein. Wir brauchen eine Umstrukturierung unseres Bildungssystems und Arbeitsmarktes.

**ZEIT:** Trauen Sie den stabilitätsverliebten Deutschen denn überhaupt zu, sich auf solche neuen Lebensläufe einzulassen?

**Allmendinger:** Ja. Denn in einem wichtigen Feld sehen wir tatsächlich einen Aufbruchswillen bei den Befragten. Und zwar, wenn es darum geht, Neues zu lernen, Neues zu erfahren, Neues überhaupt anzugehen. Da sind die Menschen wirklich gierig, vermissen aber, dass man ihnen Möglichkeiten an die Hand gibt. An dieser Stelle kann die Politik doch wunderbar ansetzen. Sie muss den Menschen helfen auf dem Weg in die Gesellschaft von morgen.

**ZEIT:** Die meisten Politiker würden behaupten, dass sie genau daran arbeiten.

**Allmendinger:** Tatsächlich betreiben sie aber sehr oft Klientelpolitik. Ein bisschen mehr Rente für Mütter von Kindern, die vor 1992 geboren sind, ein bisschen mehr Unterstützung für die Bauern, das Festhalten am Soli für den Osten. Unsere Daten belegen übrigens eindeutig, dass die Menschen sich ein solidarisches Gesundheitssystem wünschen, sie lehnen es ab, dass derjenige, der mehr zahlt, eine bessere medizinische Behandlung bekommt.

**ZEIT:** Wenn wir die Vermächtnis-Studie als Seismograf gesellschaftlicher Entwicklungen verstehen und Sie auf die Ergebnisse von 2018 und von 2015 blicken: Welche Veränderungen sind schon im Gange? Welche sind nicht mehr zu stoppen?

**Allmendinger:** Ich glaube, dass Menschen in abgeschotteten Familien- und Freundeskreisen, den Kokons, innerhalb derer kommuniziert wird, den Anschluss verloren haben an andere Gruppen. Und das wird aufgrund der Zunahme von segregierten Schulen

und segregierten Stadtteilen ziemlich schwer wieder aufzuholen sein. Ich bin überzeugt davon, dass wir viel zu wenig Interaktion haben mit Fremden.

**ZEIT:** Wozu führt das?

**Allmendinger:** Den anderen wird unterstellt, dass sie Werte vernachlässigen, die einem selbst wichtig sind. Die Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung legt das offen. Die Menschen in Deutschland nehmen Veränderungen in der Gesellschaft sehr genau wahr, verneinen aber, dass sie selbst davon erfasst werden und überhöhen dabei den Einfluss von Veränderungen auf die anderen. Da ist sie doch, die Angst vor Verlust. Das ist ein heikler Punkt.

**ZEIT:** Was wäre Ihre Idee, um den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken?

**Allmendinger:** Wir brauchen gute Bildung für alle, ein Leben lang. Das ist die Grundlage für Vertrauen in die anderen. Wir brauchen Orte der Begegnung. Ein verpflichtendes soziales Jahr. Wir können darauf bauen, dass die Menschen gerne zur Arbeit gehen, sehr gerne. Aber sie wollen ihre Würde nicht verlieren, nicht jeden Job annehmen müssen. Wir müssen also gute Arbeit fördern. Und wir müssen die Risse in unserer Gesellschaft ernst nehmen, nicht warten, bis die Menschen auf die Straße gehen. Das wird so schnell nicht passieren. Auch da sind unsere Daten eindeutig: Ich sehe keine Revolutionäre. Das macht die Situation aber nicht besser, die Gesellschaft zerbröckelt im Inneren, Zusammenhalten können wir diese Inseln von Menschen nur mit gruppen- und sektorübergreifenden Politiken.

**Das Gespräch führten**  
Andreas Lebert und Johanna Schoener

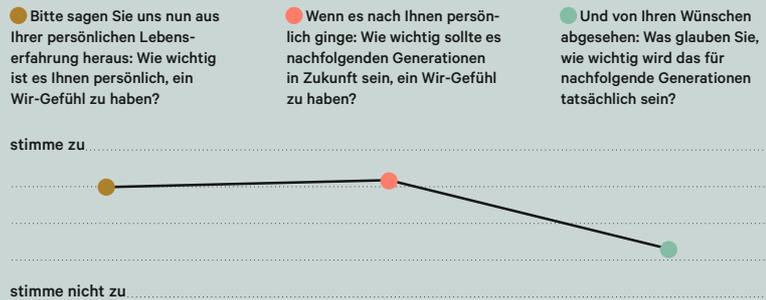
Mittelwerte auf einer Skala von 1 = »stimme voll und ganz zu« bis 7 »stimme überhaupt nicht zu«.  
Quelle: Vermächtnis-Studie. n=2070. Interviews, Mai–September 2018. Gewichtete Daten.

# Lebenslinien

Was die Grafiken der Erhebung von 2018 über Deutschland verraten

● Wie ist es? ● Wie sollte es sein? ● Wie wird es sein?

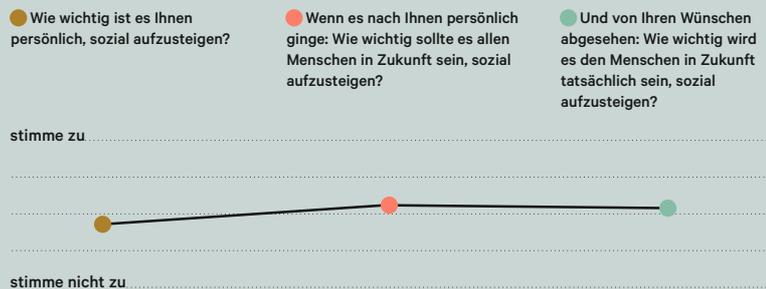
## Wir-Gefühl



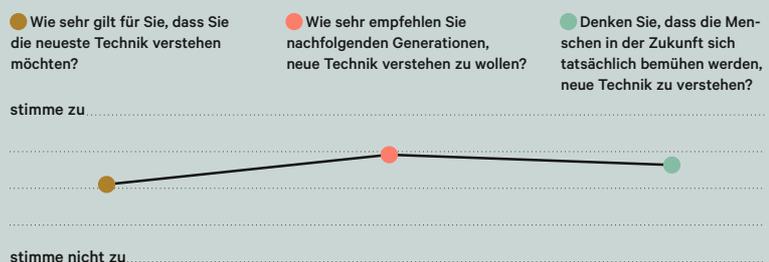
## Sinnvolle Arbeit



## Sozialer Aufstieg



## Neueste Technik



# »Dort sagt mir jeder Baum eine Geschichte«

WAS IST FÜR SIE HEIMAT? DAS WOLLTEN WIR IN DER VERMÄCHTNIS-STUDIE  
VON DEN DEUTSCHEN WISSEN – UND HABEN DIESE FRAGE NUN DEM HEIMATMINISTER GESTELLT

**DIE ZEIT:** Herr Seehofer, wir wollen mit Ihnen über Heimat sprechen. Womit ist der Begriff für Sie verbunden: mit einem Geruch, einem Geschmack, einem Bild?

**Horst Seehofer:** Mit dem Gefühl. Für mich ist Heimat schlicht und einfach, wo ich mich zu Hause und geborgen fühle, wo ich merke: Da gehöre ich dazu. Ich habe das Glück gehabt, dass ich immer in meiner Heimat bleiben konnte. Dadurch habe ich auch woanders keine Wurzeln geschlagen. Obwohl ich sowohl in Bonn wie in Berlin meistens während der Woche nicht in dieser Heimat gelebt habe.

**ZEIT:** Sie verbinden Heimat mit einem Ort?

**Seehofer:** Ja, ganz stark. Ingolstadt. Da fühle ich mich zu Hause, geborgen. Diesen persönlichen Heimatbegriff übertrage ich auch auf meine Politik. Mir ist wichtig, dass die Menschen dort leben können, wo sie leben wollen. Und das können sie nur, wenn die wichtigsten Einrichtungen in dieser

Heimat vorhanden sind: Schulen, Ärzte, Verkehrsinfrastruktur, Geschäfte zum Einkaufen, Arbeitsplätze. Strukturpolitik muss dazu beitragen, dass Menschen nicht gezwungen sind, ihre Heimat zu verlassen.

**ZEIT:** Hat Heimat mit Jugend, Kindheit zu tun?

**Seehofer:** Eindeutig! Wo Sie als Kind gelebt haben, gespielt haben, Freundinnen und Freunde hatten, das prägt den Menschen emotional viel stärker als das, was später im Erwachsenenalter stattfindet. Ich habe gerade an Ostern, zusammen mit meinem Bruder, die wichtigsten Kameraden aus unserer Jugend getroffen, von denen ich einige über 50 Jahre nicht mehr gesehen hatte. Es war ein wunderschöner Nachmittag! Wir haben über die vielen schönen Dinge gesprochen, die wir erlebt haben – und über ein paar Dummheiten, die unsere Eltern nie erfahren haben. Wir sind unmittelbar an der Donau aufgewachsen, also total in der Natur. Im Luitpoldpark, so hieß

der angrenzende Stadtpark, sagt mir jeder Baum eine kleine Geschichte. In diese Bäume sind wir bis in die Wipfel geklettert, manchmal mit der Freundin – und manchmal war's auch nur eine erträumte Freundin.

**ZEIT:** Wenn Sie jetzt mal die Augen zumachen: Wie riecht es da, in der Heimat?

**Seehofer:** Während der Woche gab es bei uns eine spartanische Verpflegung. Aber am Sonntag gab es Schweinebraten und Knödel. Dieser Geruch, den vergisst man nicht.

**ZEIT:** Mit Kruste?

**Seehofer:** Ja, natürlich! Aber die hat meistens der Vater für sich abgeschnitten. *(lacht)* Trotzdem haben wir Kinder uns richtig gefreut auf so ein sonntägliches Festessen. Der Kirchenbesuch musste natürlich vorweg sein, mit denselben Freunden, mit denen ich mich jetzt getroffen habe. Als wir älter wurden, ging's dann mehr zum Frühlingschoppen als in die Kirche. Zu Hause mussten wir aber so tun, als ob wir in der Kirche waren. Deshalb bekam abwechselnd jeder den Auftrag, am Sonntag zu schauen, welcher Pfarrer die Messe gehalten hat. Und die Mutter war immer ganz zufrieden, wenn wir wussten, wer das war. *(lacht)*

**ZEIT:** Ist in Ihrer Kindheitsheimat eher Sommer oder Winter?

**Seehofer:** Jede Jahreszeit, ganz intensiv! Der Sommer an der Donau. Und im Winter sind wir Schlitten gefahren, auf einem Müllberg, den es am Ende unserer Straße gab. Für uns Kinder war das ein furchterregender Hang. Da hat man den Schlitten hochgezogen und hat ein bisschen gewartet, bis man sich das Runterfahren wieder traute. Weil alle Kinder aus der ganzen Stadt kamen, wurde das mit der Zeit zur gefährlichen Eisplatte. Heute, wenn ich dort spazieren gehe, kommt es mir vor wie ein Maulwurfshügel.

**ZEIT:** Gehört zur Heimat auch Heimweh?

**Seehofer:** Ja! In meinen ersten Berufsjahren musste ich einige Lehrgänge besuchen. Dann haben wir in Landwirtschaftsschulen übernachtet, und da hatte ich regelrecht Heimweh. So ein Lehrgang dauerte vier Wochen, das war unerträglich lange.

**ZEIT:** Was haben Sie gemacht? Briefe geschrieben?

**Seehofer:** Und wie viele! Da gab es zwar ein Telefon. Aber dafür musste man zahlen, und alle haben mitgehört. Das war nicht so angenehm. Es blieb nur der Briefaustausch. Das war am frühen Abend meine erste Freizeitbeschäftigung, einen Brief zu schreiben.

**ZEIT:** An die Eltern?

**Seehofer:** An die eigentlich selten. Da ging es eher darum, was man wieder braucht ... Aber zum Beispiel an Spielkameraden oder leichte, zarte Jugendfreundinnen. Ich weiß jetzt gar nicht recht: War es Liebesentzug, oder war es Heimweh?

**ZEIT:** Wir wollen Ihnen an dieser Stelle einige der Fragen stellen, die wir den Deutschen in der Vermächtnis-Studie gestellt haben. Sie müssen immer sagen, ob das auf einer Skala von 1 bis 7 voll und ganz zutrifft (1) oder überhaupt nicht (7). Los geht's: »Heimat ist,

wo andere Menschen genauso denken wie ich.«

**Seehofer:** 1, wenn Sie die Mentalität meinen.

**ZEIT:** »Wo meine Sprache gesprochen wird.«

**Seehofer:** 1.

**ZEIT:** »Deutschland, mein Land.«

**Seehofer:** 1.

**ZEIT:** »Europa.«

**Seehofer:** 3.

**ZEIT:** »Im Internet, zum Beispiel auf Facebook.«

**Seehofer:** Nur dienstlich, also 4.

**ZEIT:** »Eine Religion, die ich mit anderen teile.«

**Seehofer:** 1, römisch-katholisch.

**ZEIT:** Sie haben zu Anfang gesagt, dass Heimat für Sie in erster Linie ein Gefühl ist. Da stimmen auch 57 Prozent der Deutschen voll und ganz zu.

**Seehofer:** Dann bin ich halt ein normaler Mensch.

**ZEIT:** Jetzt haben Sie es amtlich. Herr Seehofer, Sie haben ein starkes Gefühl für Ihre Heimat, aber offensichtlich auch einen Sinn für andere Menschen und deren Heimat. Trotzdem sagen Sie: Wir dürfen nicht jedem eine Heimat geben.

**Seehofer:** Uijuijui! Das ist ein total falsches Bild, das Sie da von mir zeichnen. Seit 2015, seit wir also wieder in stärkerem Maße Zuwanderung haben, habe ich das Begriffspaar Humanität und Ordnung geprägt. Ich habe immer gesagt, wir sind ein weltoffenes Land, niemand will sich abschotten. Aber Humanität und Integration werden nur funktionieren, wenn das Ausmaß der Zuwanderung kontrolliert und begrenzt ist.

**ZEIT:** Sie haben immer argumentiert, es gebe eine Zahl, die noch verdaulich sei ...

**Seehofer:** Jetzt ist es Konsens.

**ZEIT:** ... und bei der Frage, wie hoch diese Zahl sein darf, fühlen Sie sich dem Heimatbegriff derer, die schon

hier leben, mehr verantwortlich als dem Heimatbedürfnis derer, die kommen. Das kann man schon sagen, oder?

**Seehofer:** Ich habe mir bei der Obergrenze, die wir 2015 formuliert haben, die Erfahrungen der letzten 25 Jahre vorgelegt, seit der deutschen Einheit. Und es war schlicht und einfach so, dass es immer dann Probleme gab, wenn wir diese Obergrenze überschritten haben. Das war übrigens nur viermal der Fall in über 25 Jahren. Zuwanderung ermöglichen, auch die humanitäre Verantwortung erfüllen, aber nicht um den Preis der Radikalisierung, der Spaltung unserer Gesellschaft und der Krisen in Europa – das ist schlussendlich mein Ansatz.

**ZEIT:** Sie haben Ihr Leben in der Politik verbracht. Gibt es da Heimatgefühle?

**Seehofer:** Ja. Aber lokal bezogen, weil es dann wieder die Freunde sind, die Gleichgesinnten, mit denen man in die Kirche geht, Geburtstag feiert. Überregional würde ich bei der Politik eher sagen, wenn es gut läuft und wenn eine Partei richtig geführt wird und man auch ein richtiges Selbstverständnis hat, ist es mehr eine Familie. Das ist etwas anderes als Heimat. Eine Familie kann über ein ganzes Land oder sogar international verstreut sein, aber sich trotzdem zusammengehörig fühlen und zusammenhalten.

**ZEIT:** Die CSU ist nicht Heimat?

**Seehofer:** Nein. Manche sprechen von einer politischen Heimat, aber ich habe einen hohen Anspruch an den Begriff. Die CSU ist für mich eine politische Familie.

**ZEIT:** Was fehlt dazu: Vertrauen, Geborgenheit?

**Seehofer:** Ja. In unserer Kategorie des Berufspolitikers dominiert der Wettbewerb, das Regionalprinzip, jetzt auch

das Geschlechterprinzip. Das sind alles Dinge, die nicht unbedingt Geborgenheit schaffen.

**ZEIT:** Ist man der Heimat etwas schuldig? Verpflichtet sie zu etwas?

**Seehofer:** Ja! Das hängt jetzt wieder mit meiner Anhängerschaft zur christlichen Soziallehre zusammen. Zunächst ist jeder selbst verantwortlich für sein Leben. Aber es gibt auch die Notwendigkeit, sich nicht auf sich selbst zu reduzieren und zu überlegen: Was kann ich beitragen für diese Gemeinschaft, für diese Heimat, in der ich lebe? Ob es jetzt der Jugendtrainer im Sportverein ist, der Orgelspieler in der Kirche, die Krankenpflegerin oder vieles andere mehr. Für mich war der Sportverein prägend: Sie müssen trainieren, wenn Sie Erfolg haben wollen. Sie müssen, auch wenn Sie gut sind, Niederlagen ertragen. Und Sie pflegen die Geselligkeit – drei Voraussetzungen, die für mich eine Schule fürs Leben waren.

**ZEIT:** Gibt es Menschen in Ihrem Leben, die Ihnen Heimat gegeben haben oder geben?

**Seehofer:** Ja, das waren in erster Linie mein Elternhaus, meine Familie sowie die Nachbarschaft.

**ZEIT:** Und in der Politik?

**Seehofer:** Ausschließlich lokal, in Ingolstadt selbst. Meine politischen Ziehväter sind schon gestorben, es lebt noch ein Alt-OB, für den ich Reden geschrieben habe. Und nachdem er sie abgelesen hat, habe ich gedacht: Das kann ich ja selber auch machen. Das war eigentlich die Geburtsstunde für meine politische Betätigung. *(lacht)* Der lebt noch, und mit dem haben wir

auch ein regelmäßiges Treffen, mit seiner Frau, mit meinem Arzt und dessen Frau und mir, wir wechseln immer ab. Diese Menschen haben mir Heimat gegeben. In München, also in der Zentrale der CSU, hat so etwas nie stattgefunden. Da ist alles politisch motiviert: Es steht eine Sitzung an, man trifft sich zu Besprechungen, man telefoniert wegen konkreter Fragen. Sehr geschäftsmäßig. Ist auch in Ordnung.

**ZEIT:** Ist Heimat ein Begriff, der wichtiger wird, je älter man wird?

**Seehofer:** Ja, natürlich. Wenn man älter wird, werden Wurzeln, die man geschlagen hat, wieder bewusster gelebt. Für mich ist auch in schwierigen Stunden diese emotionale Verbindung zu meiner Jugend, zu dem Gelebten, manche sagen auch Lebenswerk, etwas furchtbar Wichtiges. Wir brauchen in jeder Lebensphase Halt. Und Wurzeln geben Halt. Was ich alles erleben durfte in der Politik! Ich habe ja mit Ausnahme des Bundeskanzlers alles machen dürfen; sogar mal vier Wochen Bundespräsident. Das war insgesamt eine wunderbare, interessante, spannende Zeit. Aber es löst nicht das aus, was ich gerade bei der Heimat beschrieben habe.

**ZEIT:** Ist das Gegenteil von Heimat die Fremde?

**Seehofer:** Ich würde eher das Gegensatzpaar in Heimat und Heimatlosigkeit sehen. Fremde, das hat oft gar nichts mit »Deutscher« oder »Nichtdeutscher« zu tun, oft geht es da eher um soziale Verhältnisse. Wir hatten in Ingolstadt ein Viertel, da lebten Leute aus schwierigen Verhältnissen. Mit

denen haben wir gefremdelt, obwohl das mit Nationalitäten gar nichts zu tun hatte. Fremd, das geht auch innerhalb einer Heimat.

**ZEIT:** Waren Sie sich selbst in Ihrem Leben mal richtig fremd, hatten Sie das Gefühl: Das ist falsch oder schief?

**Seehofer:** Da kann ich jetzt nur Beispiele aus meiner politischen Laufbahn nehmen: wenn Sie gezwungen sind oder verführt werden, vor einem Publikum eine Erwartungshaltung zu erfüllen, aber nicht mehr authentisch sind. Es gibt Bierfeste, wo die Leute einfach wollen, dass man über andere herfällt. Der Starkbier-Anstich in München zum Beispiel. So etwas habe ich auch gemacht. Aber ich bin dann nie zufrieden nach Hause gefahren. Ich habe gedacht: Mensch, du hast jetzt da einen niedergemacht, hoffentlich versteht er, warum.

**ZEIT:** Wann ist das zuletzt so gewesen?

**Seehofer:** Das war vor fast zehn Jahren, beim politischen Aschermittwoch. Da ging es um die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner, in dem Fall mit der FDP, und ich habe gesagt: Habt keine Angst, das ist kein Tsunami, das ist nur eine Westerwelle. *(lacht)*

**ZEIT:** Jetzt lachen Sie, aber damals haben Sie sich nicht gut gefühlt?

**Seehofer:** Nein. Und als er dann später schwer krank wurde, habe ich besonders mit mir gehadert.

**ZEIT:** Haben Sie es ihm gesagt?

**Seehofer:** Nein.

**ZEIT:** Warum nicht?

**Seehofer:** Ich habe ihn einfach nicht mehr rechtzeitig für ein solches Gespräch getroffen. Es ist ja oft so im Leben, dass Sie zu spät kommen. Das Leben ist eine fortwährende Baustelle. Nur wird man nie fertig.

Das Gespräch führten  
Tina Hildebrandt und Andreas Lebert

# Verbindend, nicht trennend

WAS DIE DEUTSCHEN UNTER HEIMAT VERSTEHEN  
VON JACOB STEINWEDE

**D**ies ist die letzte Strophe von Mascha Kalékos Gedicht *Emigranten-Monolog*, veröffentlicht im Jahr 1945. Die nach Amerika ausgewanderte Dichterin spricht darin über Verlusterfahrungen durch Krieg, Flucht, Vertreibung und Exil. Doch das Gedicht deutet auch an, dass der Mensch, der seine Heimat verliert und damit alles Vertraute, auch die Chance auf einen Neubeginn hat. Er kommt, früher oder später, an einem anderen Ort an und muss sein Leben neu gestalten, eine neue Heimat finden. So verstanden, wird Heimat dann zum Ziel, zum Endpunkt einer aktiven Aneignung. Dafür müssen sich neue Bindungen entwickeln. Ohne die Offenheit anderer Menschen ist dies kaum möglich. Heimat meint nicht allein Herkunft. Sie meint auch Ankunft. Das gerät in den kontroversen Debatten, die derzeit um Heimat, um Flüchtlinge und ihre Integration geführt werden, zumeist in Vergessenheit. Bisher ist es gerade die Unbestimmtheit des Begriffs, die dazu führt, dass Heimat als vielfache Projektionsfläche

dient. Mit Rekurs auf den Nationalsozialismus galt schon das Wort allein über lange Jahre als vorbelastet. Die Heimatfilme der Fünfzigerjahre in der Bundesrepublik trugen ihren Teil zum reaktionären Image bei. Indes: Auch die DDR mit ihrer nach eigenem Verständnis völlig neuen Gesellschaftsordnung setzte auf Heimat. Das Logo »Meine Heimat DDR«, darin ein Dorf unter aufgehender Sonne, wurde als FDJ-Aufnäher oder Anstecknadel vertrieben. Neben diesen Projektionen gab es aber zumindest im Diskurs der alten Bundesrepublik auch ganz andere Zuschreibungen. Ein Beispiel ist die Debatte um den mehrteiligen Fernsehfilm *Heimat* von Edgar Reitz in den Achtzigerjahren. Heimat etablierte sich, zumindest eine Zeit lang, als Synonym für alternative Idylle, war für Öko-Bewegung und Grüne auch ein Gegenkonzept zu Fortschritt, zu Atomarsenalen sowie dem damals verbreiteten Glauben, mit Technik allein ließen sich gesellschaftliche Probleme lösen.

Heute ersetzt Heimat in der Politik häufig den Begriff der Leitkultur. Heimat wird gegenwärtig stark identitäts-

politisch vereinnahmt. Für die nationalistische Rechte dient der Begriff als eine Grenzziehung gegen Migranten und Flüchtlinge. Heimat soll ein Substrat für »Deutsch« sein, eine spezifische Identität festschreiben, mithin Ausdruck für eine bestimmte Art zu leben sein. Auf der anderen Seite des politischen Spektrums gilt der Begriff daher als geradezu toxisch. Heimat sei der »Kampfbegriff« einer christlichen weißen Gesellschaft, in der Männer das Sagen haben und Frauen sich ums Kinderkriegen kümmern, schrieben kürzlich die Journalistinnen Fatma Aydemir und Hengameh Yaghoobifarah in ihrem Buch *Eure Heimat ist unser Albtraum*.

Woran aber denken die Bürgerinnen und Bürger in Deutschland, wenn sie von Heimat sprechen – heute im 21. Jahrhundert, im Zeitalter von Globalisierung und Migration? In der Vermächtnis-Studie von *ZEIT*, infas und WZB wird der Heimatbegriff empirisch so umfassend untersucht wie nie

zuvor. Zum einen wurde gefragt: Wie wichtig ist es den Menschen persönlich, eine Heimat zu haben? Die Antwort fällt deutlich aus: Für 89 Prozent der 2070 Befragten ist Heimat sehr wichtig. Dies trifft nahezu gleichermaßen auf Jung und Alt zu, auf Männer und Frauen, auf unterschiedliche Einkommensgruppen und soziale Schichten, auf Stadt- und Landbewohner. Um die Bedeutung des Heimatbegriffes zu erforschen, wurde zudem gefragt: »Was verstehen Sie persönlich unter dem Begriff Heimat?« Allen Teilnehmern der Studie wurden 14 Aussagen vorgelegt, die ein breites inhaltliches Spektrum abdecken (von »Geborgenheit« bis »Grundbesitz«, von »Kindheit« bis »Natur«). Die Aussagen sollten alltagsbezogen und so frei wie möglich von politischer Ideologie sein. Das Ergebnis: Beim Begriff Heimat unterscheiden die Menschen zwischen drei Bedeutungsebenen, einer sozialen, einer emotionalen und einer territorial-kulturellen. Für die soziale Dimension ist das unmittelbare Umfeld der Menschen relevant. Geprägt von Familie, Freunden und Bekannten, ist Heimat stark verbunden mit der Erfahrung persönlicher Geborgenheit. In emotionaler Hinsicht ist sie ein Ort der Erinnerung. Nach dem berühmten Wort von Ernst Bloch ist es »etwas, das allen in die Kindheit scheint«. Solche heimatlichen Gefühle

haben auch sinnliche Aspekte wie Gerüche – die Erkenntnisse der Vermächtnis-Studie spiegeln das wider. Zur territorial-kulturellen Ebene des Heimatbegriffs gehören die Idee der Nation, also Deutschland als das eigene Heimatland, eine gemeinsame Sprache und Kultur sowie Überzeugungen, die man mit anderen Menschen teilt. Hier geht es um jene Aspekte, die in der identitätspolitischen Polarisierung eine Rolle spielen und für das vielfach negative Image des Heimatbegriffs stehen. Anders ausgedrückt: Auf dieser Ebene spielen die Debatten über Integration, Streitereien, die davon handeln, ob man Deutsch können muss oder nicht, wer wem wann die Hand schütteln sollte und ob eine Frau auch mit Kopftuch deutsch sein kann. Angesichts der Heftigkeit dieser Debatten sind die Ergebnisse der Vermächtnis-Studie bemerkenswert, zeigen sie doch: Beim Heimatverständnis der Menschen steht die territorial-kulturelle Ebene nicht im Vordergrund. Ganz im Gegenteil.

Das Verständnis von Heimat ist vor allem durch die sozialen Aspekte wie Nähe, Geborgenheit, Familie und Freundschaft geprägt. Diese sozialen Aussagen erreichen, im Vergleich aller Aussagen über das Heimatverständnis, die höchsten Zustimmungswerte bei den Befragten (68 bis 88 Prozent).

Der Stellenwert der emotionalen Ebene tritt dagegen zurück. Trotzdem sind sie immer noch wichtiger als die Aspekte der territorial-kulturellen Ebene. Hier verbinden nur 59 Prozent der Befragten die Aussage »Deutschland, mein Land« sehr stark mit dem eigenen Heimatverständnis. Zum Vergleich: Sogar die sehr abstrakte Antwort »Europa« kommt dabei auf 45 Prozent und das trotz aller EU-Skepsis. Ganz am Ende der Skala rangiert die Zustimmung zu gemeinsamen Werten und Überzeugungen als Heimatgefühl. Für »Religion« geben sogar 47 Prozent der Befragten ausdrücklich an, ein solches Bekenntnis habe mit dem eigenen Heimatverständnis nichts zu tun.

Was sagen solche Befunde über das kulturelle Konfliktpotenzial des Heimatbegriffes? Schauen Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland anders auf Heimat als die übrige Bevölkerung? Auch diese Frage beantwortet die Vermächtnis-Studie, indem sie das Heimatverständnis von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund miteinander vergleicht, von Menschen, die entweder nicht selbst in Deutschland geboren sind oder Eltern oder Großeltern haben, auf die das zutrifft. Dies sind 680 der 2070. Der empirische Befund zeigt: Das Heimatverständnis von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund weist eine sehr hohe Ähnlichkeit auf. So gibt es etwa für die Aussage »Deutschland, mein Land« lediglich acht Prozentpunkte Unterschied. Be-

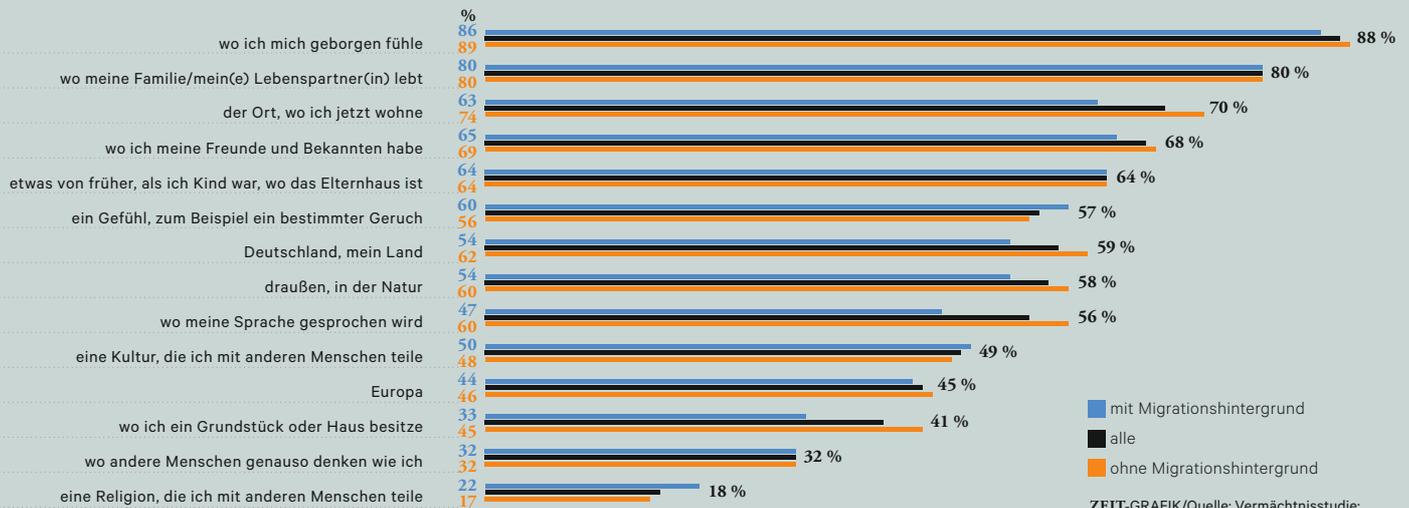
merkwürdig ist zudem, dass Religion auch bei Personen mit Migrationshintergrund – im Übrigen mit ganz unterschiedlichen religiösen Bekenntnissen – den geringsten Stellenwert beim Heimatverständnis hat. Die größte Differenz besteht bei der Frage, wie wichtig die Muttersprache ist. Sie ist für Personen mit Migrationshintergrund für das eigene Heimatverständnis weniger relevant.

Die Befunde der Vermächtnis-Studie zeigen in beeindruckender Weise, wie Heimat in unserer Gesellschaft gesehen wird – und dass in dem Begriff mehr Verbindendes als Trennendes steckt. Heimat ist für die Menschen in Deutschland vornehmlich durch die unmittelbare soziale Umgebung, durch menschliche Beziehungen geprägt. Es ist keine Leitidee nationaler Identität damit verbunden. Heimat ist

kein Grenzzaun, obwohl das Wort so oft als Abgrenzung zu anderen benutzt wird. Vielmehr hat der Begriff das Potenzial, für Integration zu stehen, für das Verbindende, für Wünsche und Bedürfnisse, die von allen Menschen geteilt werden. Denn Heimat ist Herkunft ebenso wie Ankommen.

Jacob Steinwede ist Mitarbeiter des infas Instituts für angewandte Sozialwissenschaft

## Heimat ist für mich...



ZEIT-GRAFIK/Quelle: Vermächtnisstudie; n=2.070 Interviews, Mai-September 2018

# Die Vertrauensfrage

WO DIE DEUTSCHEN NÄHE SUCHEN – UND WARUM SIE  
EINANDER TROTZDEM FREMD BLEIBEN  
VON JUTTA ALLMENDINGER UND JAN WETZEL

Das »Wir« wird verein-  
nahmt. Alle sprechen  
davon, reklamieren es  
für sich, kommentie-  
ren seinen Untergang  
und beschwören seine  
Wiederauferstehung. Das »Wir« steht  
hinter parteiübergreifenden Appellen  
zum sozialen Zusammenhalt der Ge-  
sellschaft. Was aber ist das »Wir«? Un-  
sere Daten zeigen: Das »Wir« steht für  
die Familie und die Freunde, es ist ein  
eng umrissenes »Wir«. Es äußert sich  
nicht in einem größeren Engagement  
für die Gesellschaft oder in mehr In-  
teresse für Politik, es steht nicht für ein  
aktiv gelebtes, bürgerschaftliches  
»Wir«.

Für den Zusammenhalt unserer Ge-  
sellschaft reicht dieses »Wir« nicht aus.  
Zu klein ist die Familie, zu klein der  
Freundeskreis. Es sind Bande unter  
Menschen, die sich von Geburt an  
oder durch engen, alltäglichen Kon-  
takt sehr ähnlich sind. Ähnlich in ihrer  
regionalen, kulturellen und politischen  
Herkunft, ähnlich in Bildung, Ein-  
kommen und Vermögen, ähnlich auch  
in ihrem Zugang zur Welt.

Für fast 80 Prozent der Menschen in  
Deutschland ist es persönlich sehr  
wichtig, ein »Wir«-Gefühl zu haben,  
aber nur knapp 25 Prozent glauben,  
dass dies auch für ihre Mitmenschen  
wichtig ist. Sie selbst haben das »Wir«,  
die anderen Menschen in Deutschland  
dagegen nicht, so denken sie. Der Un-  
terschied zwischen der Bewertung ei-  
gener Einstellungen und der Einstel-  
lung anderer ist riesig. Und so groß  
wie bei kaum einem anderen gesell-  
schaftlichen Thema. Man sieht eine  
Distanz zwischen Menschen, die sich  
nicht kennen. Es fehlt der Kitt, der sie  
zusammenhält.

Der Kitt hat einen Namen. Er heißt  
Vertrauen. Und reicht weiter als nur  
bis zu Freunden oder Bekannten.  
Nach dem britischen Soziologen An-  
thony Giddens heißt Vertrauen, den  
Akteuren, die man nicht kennt und  
über die man gar nicht oder nur wenig  
informiert ist, »Redlichkeit« oder »Zu-  
neigung« zu unterstellen.

In der Vermächtnis-Studie sind wir  
diesem Vertrauen nachgegangen. Nur  
ein Viertel der Befragten zeigt ein ho-  
hes Vertrauen in die Mitmenschen,

fast 40 Prozent ein geringes. Befragte  
mit hoher Bildung und gutem Ein-  
kommen vertrauen den anderen Men-  
schen besonders häufig. Bildung und  
ein gutes Einkommen sichern also  
nicht nur die gesellschaftliche Teilha-  
be, sondern auch das allgemeine Ver-  
trauen in die Mitmenschen. Menschen  
mit einem großen Vertrauen sehen  
sich eher als andere in Übereinstim-  
mung mit den anderen.

Wie hängt das Vertrauen mit dem  
»Wir«-Gefühl zusammen? Wer großes  
Vertrauen in seine Mitmenschen hat,  
glaubt eher als andere, dass das »Wir«  
den anderen auch wichtig ist. Vertrau-  
en schafft die Basis für ein »Wir«, das  
nicht mit Abschottung von den ande-  
ren verbunden ist.

Großes oder geringeres Vertrauen  
macht sich in moralischen Urteilen  
über die Mitmenschen bemerkbar,  
etwa bei der Wichtigkeit von Gesund-  
heit, von eigenen Kindern. Und nicht  
zuletzt bei der Frage nach der Wich-

tigkeit von Erwerbsarbeit, die wie kein anderer Bereich des Lebens für die Teilhabe in der Gesellschaft steht. So glauben Menschen, die großes Vertrauen haben, häufiger als andere, dass allen anderen die Erwerbstätigkeit auch so wichtig ist wie ihnen selbst. Das ist aufschlussreich zum Beispiel für die Debatte um das bedingungslose Grundeinkommen. Sie ist eben durch das Misstrauen gegenüber den anderen geprägt, so die Meinung der Skeptiker. Man selbst würde sicher auch mit Grundeinkommen arbeiten gehen. Aber die anderen? Wahrscheinlich nicht – jedenfalls sollte man es nicht darauf ankommen lassen, Geld ohne nachprüfbare Gegenleistung zu verteilen.

Wenn Vertrauen so wichtig ist, stellt sich die Frage, wo und wie man es gewinnen kann. Aus der Forschung wird deutlich, dass man Vertrauen im Großen nur entwickeln kann, wenn man gute Erfahrungen im Kleinen gemacht hat. Es geht also um Orte, die beides verbinden: vertrauensvolle Erfahrungen, die sich verallgemeinern lassen, ohne auf konkrete Personen oder gemeinsame Eigenschaften beschränkt zu sein. Es hilft, im ständigen Austausch zu stehen, gemeinsam zu leben. Ein Ort, der dies möglich macht, ist die Nachbarschaft. Hier kennt man zwar manche Leute, aber nicht alle. Die Nachbarschaft ist ein kollektives

Gedächtnis über konkrete Erfahrungen von Vertrauen, das sich mit vermitteltem Wissen mischt, zum Beispiel aus den Nachrichten. Gute Nachbarschaft fördert allgemeines Vertrauen, das gleichzeitig in der Lebenswelt verankert ist. Unsere Ergebnisse der Vermächtnis-Studie zeigen, dass Vertrauen in die Nachbarn und allgemeines Vertrauen in die Mitmenschen tatsächlich eng miteinander zusammenhängen.

Auch ein soziales Jahr schafft Orte der Begegnung, denn es wird meist zunächst mit fremden Menschen verbracht. Auch Schulen können solche Orte sein, in denen Kinder mit ganz unterschiedlicher Herkunft zusammen unterrichtet werden. Ebenso Sportvereine und Orte, wo ehrenamtliche Tätigkeiten verrichtet werden. Man kann aber auch über ganz neue Wege nachdenken. Der Sozialpsychologe Harald Welzer hat unlängst das »80 : 20-Modell« vorgeschlagen. 80 Prozent der Arbeits- und Ausbildungszeit sollen Menschen ganz normal in der Schule oder im Betrieb verbringen. In den restlichen 20 Prozent können sie gemeinnützige Arbeit leisten – vom Kind bis zum Rentner. Damit besteht die Möglichkeit, echte Erfahrungen zu machen, seien sie gut oder schlecht. Sie können die bloßen Bilder korrigieren, die man von den anderen hat.

Die gute Botschaft ist, dass sich die

meisten Menschen alldem nicht versperren. Ein verpflichtendes soziales Jahr befürwortet über die Hälfte der befragten Deutschen. In Stadtvierteln, in denen arme und reiche Menschen nebeneinanderleben, befürworten es 75 Prozent der Befragten, fast niemand ist dagegen. Da lässt sich mehr tun, als die Politik im Moment anpackt.

Zunächst aber muss die Diskussion weg vom »Wir«, hin zum »Vertrauen«. Denn ein »Wir«-Gefühl allein hilft nicht unbedingt gegen die gefühlte Distanz zu den Mitmenschen. Gute Nachbarschaft und gegenseitiges Vertrauen wahrscheinlich schon. Das spiegeln nicht zuletzt die Debatten um Landflucht, Einbruchdiebstahl und hohe Mieten in den Großstädten. In allen diesen Fällen ist aber nicht in erster Linie ein »Wir«-Gefühl bedroht, wie dort oft behauptet wird. Es geht um den Verlust von Räumen, in denen ein Zusammenleben aller möglich ist. Orte, die Grundlage einer Gesellschaft sind, die Probleme gemeinsam bewältigen kann, ohne den Einzelnen auf Bekenntnisse zu einem »Wir« verpflichten zu müssen.

Jutta Allmendinger ist Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB) und Mitglied des Herausgebers der ZEIT;  
Jan Wetzel arbeitet ebenfalls am WZB

# »Ich bin ein Angriffsziel«

WER GEHÖRT EIGENTLICH ZU DEM WIR, NACH DEM SICH ALLE SEHNEN?  
EIN INTERVIEW ZU DEN ERGEBNISSEN DER VERMÄCHTNIS-STUDIE MIT SHERMIN LANGHOFF,  
DER TÜRKISCHSTÄMMIGEN INTENDANTIN DES MAXIM GORKI THEATERS

**DIE ZEIT:** Fast 80 Prozent der Deutschen sehnen sich laut der Vermächtnis-Studie nach einem Wir-Gefühl. Teilen Sie diese Sehnsucht?

**Shermin Langhoff:** Die Frage, die uns am Gorki Theater von Anfang an umtreibt, ist: Wer ist Wir? Es gibt viele Wir. Und wer erzählt hier Geschichten für wen? Wir arbeiten also die ganze Zeit an einem Wir, an einem imaginären vielleicht. In unserem Fall ist das Wir eines von allen, die in diesem Land leben. Und vor allem von denen, die in Berlin leben. Wir sind ein Stadttheater. Und in dieser Stadt leben heute Menschen mit mindestens 170 nationalen Hintergründen.

**ZEIT:** Zu Beginn haben Sie und das Gorki Theater, das Sie seit 2013 leiten, sich als »postmigrantisches Theater« verortet. Das ist ein spezielles Wir.

**Langhoff:** Nein. Postmigrantisch meint nichts anderes als die Gesellschaft, die wir durch Migration heute geworden sind. Das umfasst eben nicht nur die Migranten. Wir sind eine Einwande-

regesellschaft. Eine Tatsache, die sich bis heute nicht in den Gesetzen dieses Landes widerspiegelt. Wir haben bis heute kein Einwanderungsgesetz, das diesen Namen verdient. Als ich anfang, fehlten in unserer postmigrantischen Gesellschaft die Geschichten der Hinzugekommenen, die sind nicht erzählt worden, weder in der Schule noch im Theater, ein bisschen im Film. Mittlerweile kann eine Frau wie ich mit türkischer Herkunft Theaterintendantin werden, doch meine Mutter, die viele Jahre hier gelebt und Steuern gezahlt hat, hat noch nicht einmal das kommunale Wahlrecht.

**ZEIT:** Im Prinzip versuchen Sie mit Ihrem multiethnischen Ensemble und den politischen Stücken am Maxim Gorki Theater ein neues Wir zu kreieren?

**Langhoff:** Absolut richtig. Aber dieses Wir ist nicht feststehend. Wir müssen jeden Tag neu darüber verhandeln, wer dieses Wir ist. Als ich vor 15 Jahren mit Begriffen wie postmigrantisch hantier-

te, wurde ich eher belächelt. Ich wurde gefragt: Politisches Theater, was soll das sein? Es erschien nicht notwendig. Dass die anderen, die Migranten, sichtbar werden, erleben wir erst seit etwa einer Dekade, und schon wird behauptet, progressive Minderheitspolitiken wären das Problem. Dabei stellen wir keine andere als die soziale Frage, wenn wir über strukturellen Rassismus und Sexismus in dieser Gesellschaft reden. Dass Zugänge verwehrt sind, nicht nur wenn es darum geht, eine Wohnung und Arbeit zu finden, sondern auch in der Politik. Wir erleben gerade, wie hierzulande diskutiert wird, ob mehr als fünf Millionen Musliminnen und Muslime, die hier leben, dazugehören oder nicht.

**ZEIT:** Sie sind mit neun von den Großeltern aus der Türkei zu Ihrer Mutter nach Nürnberg gekommen, die bei AEG arbeitete. Nun wurde das Gorki zweimal Theater des Jahres, Sie tragen das Bundesverdienstkreuz. Fühlen Sie sich diesem Land zugehörig?

**Langhoff:** Ich spreche aus der Perspektive einer Deutschen, die in Deutschland lebt, die eine Bürgerin mit ein paar Auszeichnungen ist und eine öffentlich finanzierte Institution führt. Dann bin ich auch Berlinerin, alleinerziehende Mutter und Gastarbeiterkind und vie-

les mehr. So setzen sich meine Identitäten und meine Zugehörigkeiten zu den verschiedenen Wirs in einer heterogenen Gesellschaft zusammen. Eine nationale Identität dagegen ist nur eine politische Konstruktion. Natürlich spielt die Geschichte eines Landes eine Rolle. Für uns, die wir Geschichten erzählen, sogar eine sehr große. Das ist das, was mir ein Wir in Deutschland immer sehr leicht gemacht hat. Nach 1945 gab es bis vor wenigen Jahren in der deutschen Kulturlandschaft eine Übereinkunft, einen unter dem Schlagwort »Nie wieder!« gefassten Konsens.

**ZEIT:** Woran bemerken Sie, dass sich etwas verändert? Der kulturpolitische Sprecher der AfD im Bundestag, Marc Jongen, hat gesagt, das politische Theater arbeite sich dauernd »an diesen zwölf Jahren des ›Dritten Reiches‹ « ab, es wirke manipulativ. Deshalb will die AfD Theatern wie dem Gorki die Gelder kürzen.

**Langhoff:** Da hat sich ganz klar etwas verändert. Gefahr besteht nicht so sehr für das Gorki in Berlin. Aber in manchen Bundesländern scheinen die Regierenden nicht mehr zu wissen, was die Kernbereiche der Grundrechte sind. Etwa der Justizminister von Thüringen, der rechtfertigte, dass ein Künstlerkollektiv, das Zentrum für Politische Schönheit, über anderthalb Jahre von einem AfD-nahen Staatsanwalt verfolgt wurde. Gegen die Künstlergruppe wurde wegen der Bildung einer kriminellen Vereinigung ermittelt. Dieser Staatsanwalt wurde bis dato nicht suspendiert.

**ZEIT:** Erleben Sie Angriffe auf das Gorki Theater?

**Langhoff:** Ja. Störungen, Hassmails, Infragestellungen unseres Etats sind an der Tagesordnung. Es gibt aber auch konkrete Morddrohungen vom »NSU 2.0 – Vergeltungskommando « gegen die »Türkenfotze«. Es gibt viele kleine parlamentarische Anfragen zu Projekten von uns, zu meinem Vertrag oder anderem. Es ist ja erst mal das Recht des Parlaments, nur sind das Anfragen, die weder sachlich noch begründet sind. Aber sie beschäftigen den Apparat. Dabei sind wir in Berlin in der komfortablen Situation, dass wir keine Koalitionen mit der AfD fürchten müssen. Es gibt andere Beispiele.

**ZEIT:** Welche Beispiele?

**Langhoff:** In Dresden wurden viele freie Kulturprojekte mit einer Koalition aus AfD, CDU und FDP abgeschafft. Das sind gefährliche Entwicklungen. Und ich höre von Theaterkollegen in Freiberg und Cottbus, die sich unter Druck gesetzt fühlen. Auf einmal wird ein Neutralitätsgebot in der Kunst verhandelt. Was soll das? Noch vor wenigen Jahren hätte ich mir nicht vorstellen können, dass die Kunstfreiheit jeden Tag im Parlament von der AfD infrage gestellt wird.

**ZEIT:** Sie beschreiben ein gespaltenes Land. Laut Vermächtnis-Studie sagen nur 30 Prozent der Befragten, dass ihnen der Kontakt zu Menschen, die ganz anders sind als sie selbst, wichtig ist. 70 Prozent bleiben lieber in ihrem Kreis aus Vertrauten. Wie ist es bei Ihnen? Würden Sie sich mit einem AfD-Politiker an einen Tisch setzen?

**Langhoff:** Die AfD ist nicht nur nach meiner Auffassung eine rechtsradikale Partei. Mit Rechtsradikalen konfron-

tiere ich mich im Normalfall nicht persönlich. Weil ich ein Angriffsziel bin. Ich sehe nicht deutsch aus, ich bin eine Frau und habe liberale Einstellungen, bin für offene Grenzen. Ich stehe mit meinem ganzen Sein für etwas, das ein Rechtsradikaler nicht als ein »Wir« oder »Uns« betrachtet. Das wird nicht für jeden AfD-Wähler gelten, aber für jeden, der diese Partei repräsentiert. Ich bin trotzdem zuversichtlich. Es gibt ja diese fast 80 Prozent, die sich nach einem Wir sehnen und wohl nicht die AfD wählen. Es wäre schon sehr viel gewonnen, wenn die sich begegnen und miteinander verhandeln würden. Das findet in unserem Theater statt.

**ZEIT:** Manche nehmen das Gorki Theater trotzdem als Blase wahr, als einen Kreis von Linken.

**Langhoff:** Wir haben 120.000 Zuschauer im Jahr. Zudem sind wir ein Haus, das viele Veranstaltungen mit freiem Eintritt macht. 25 Prozent unserer Zuschauer haben geringe Einkommen, kaufen ermäßigte oder Sozialtickets. Ein Viertel stammt aus nicht deutschen Hintergründen. Unsere Gäste kommen aus Marzahn wie Zehlendorf, Ost wie West. Wir haben aber eine klare Haltung – die der offenen Gesellschaft.

**ZEIT:** Mehr als 90 Prozent der Befragten wollen, dass öffentliche Begegnungsorte wie Schwimmbäder erhalten bleiben. Auch Theater sind Begeg-

nungsorte, wo man Menschen treffen kann, die vielleicht ganz anders denken als man selbst. Wie könnte ein Theater wie das Gorki auch AfD-Wähler erreichen?

**Langhoff:** Wir setzen uns mit Fragen auseinander, die sich vielleicht auch AfD-Wähler stellen. Aber eben auf eine progressive Art und Weise. Wir leben im Kapitalismus, der ja nichts anderes tut, als Wettbewerb und Konkurrenz zu fördern. Da ist es doch absurd, zu erwarten, dass sich da ein Wir-Gefühl oder Solidarität entwickeln sollen. Es gibt keine Polarisierung AfD und Gorki. Das Gorki Theater – das sind mindestens drei Viertel dieser Gesellschaft. Ich war sehr beflügelt, als unsere Kanzlerin 2015 mit der Ankunft der Flüchtlinge gesagt hat: »Wir schaffen das!«

**ZEIT:** Für andere ist das der Zeitpunkt, an dem Deutschland sich gespalten hat.

**Langhoff:** Und ich sage, das ist ein konstruiertes Narrativ. Die Realität ist: Wir haben es geschafft. Es gibt nicht die große Katastrophe. Wir leben mit dem größten Wohlstand, den wir je hatten.

**ZEIT:** Kennen Sie persönlich AfD-Wähler?

**Langhoff:** Nein. Ich habe aber auch schon mit vielen CDUlern sehr starke Meinungsverschiedenheiten. Es kann nichts Gegensätzlicheres geben als meine Heimatvorstellung und die eines Horst Seehofer.

**ZEIT:** Horst Seehofer sagte, als wir vergangene Woche mit ihm über die Vermächtnis-Studie sprachen, er verbinde mit Heimat einen Ort – Ingolstadt und den Luitpoldpark, wo ihm »jeder Baum eine Geschichte erzählt«. Was unterscheidet diese Heimatvorstellung so sehr von der Ihrigen?

**Langhoff:** Erst einmal bin ich in die schönere Landschaft hineingeboren worden. Die Westküste der Ägäis am Ida-Gebirge, wo die griechischen Götter und Philosophen wohnten. Ich bin in ein multikulturelles, multiethnisches Wir hineingeboren worden, das aus Zugewanderten bestand und wenigen Überlebenden des Genozids an den Armeniern, der Vertreibung der Griechen und weiterer Massaker.

**ZEIT:** Das wussten Sie als Kind?

**Langhoff:** Was man als Kind merkt, ist, dass zu Hause auch griechisches Radio läuft, dass die Amme aus Makedonien stammt. Dass es selbstverständlich war, dass die einen dunkel waren und die anderen blond und blauäugig wie mein Großvater, der Tscherkesse. Ich kann mehr mit der Fragilität von Heimat und dem Verlust anfangen, mehr mit der *Judenbuche* von Annette von Drost-Hülshoff als mit Bäumen in Ingolstadt, die Geschichten erzählen. Vielleicht lauscht er einmal auch der berühmten tausendjährigen Eiche seiner Heimat Gerolfing, die ihm von den

Jahrhunderten der Judenverfolgung in Ingolstadt erzählen könnte.

**ZEIT:** Seehofer's Heimatbegriff provoziert Sie.

**Langhoff:** Heimat ist etwas zutiefst Privates. Das Problem sind also nicht die jugendlichen Intimitäten des Herrn Seehofer auf Baumwipfeln, sondern dass ein geschichtlich kontaminierter Begriff wie Heimat in die politische Sphäre transferiert wird, sogar ein Ministerium danach benannt wird. Ich erfahre die Politisierung des Heimatbegriffs nicht als etwas Verbindendes, sondern als Ausschluss. Als ein anderes Wort für Leitkultur. Herr Seehofer betreibt eine Vorstellung von Heimat, die in Ingolstadt und den Bäumen stecken bleibt. Als Innenminister eines Landes, in dem rechtsnationale, spalterische Kräfte wirken, könnte er versuchen, alle ins Boot zu holen, statt sich an seinem 69. Geburtstag über 69 abgeschobene Afghanen zu freuen.

**ZEIT:** Sehen Sie ähnliche Tendenzen auf der linksideologischen Seite?

**Langhoff:** Ja, das gibt es auch, die Linke spaltet sich aber vornehmlich selbst. Ansonsten erlebe ich linke Politik jenseits von Parteigrenzen nicht so, dass sie Menschenrechte oder Rechte von Frauen und Migrantinnen infrage stellt. Das kann man nicht gleichsetzen. Wir können doch nicht über ein neues Wir verhandeln, indem wir Millionen Menschen ausschließen. Angst und Abschottung werden uns nicht helfen.

**ZEIT:** Müsste man mit AfD-Wählern nicht genau über diese Themen reden?

**Langhoff:** Ich kann nur mit denen sprechen, die ich erreiche. Unser Haus ist offen für alle. Warum fragen Medien mich, warum ich nicht mit der AfD spreche? Jeder spricht mit der AfD. Ich sitze nicht so oft bei Anne Will wie die. **ZEIT:** Die Medien fragen auch die AfD-Anhänger, warum sie nicht mit Andersdenkenden reden. **Langhoff:** Da ist ein Unterschied. Ich bin eine demokratische Bürgerin. Ich verstehe unter Demokratie Menschen-

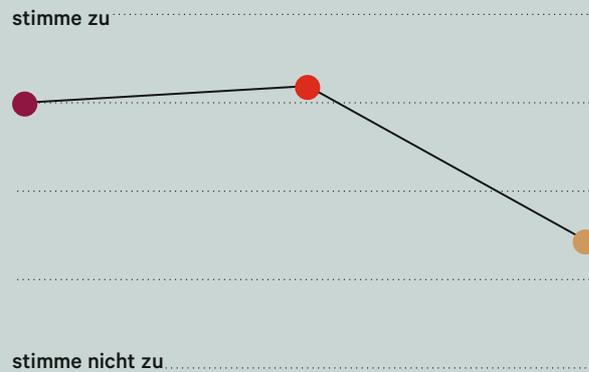
rechte, Pluralismus und Verfassung. Das Wir wird derzeit von lauten Ideologen okkupiert. Aber das Wir sind die fast 80 Prozent, die leiser sind. Unter denen es Meinungsunterschiede gibt, aber vielleicht einen Common Sense von Werten und eine Sehnsucht nach dem solidarischen Wir. Es braucht einen neuen gesellschaftlichen Konsens. Eine Verständigung in der Mitte.

Shermin Langhoff, 49, ist seit 2013 Intendantin des Maxim Gorki Theaters in Berlin

Das Gespräch führte Jana Simon

## Wir-Gefühl

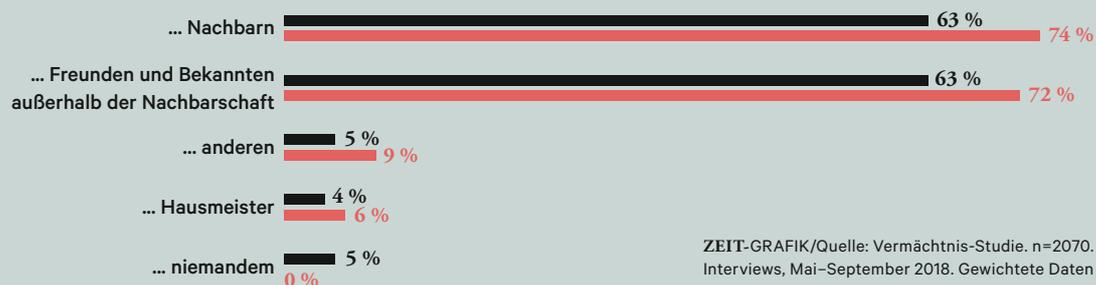
- Bitte sagen Sie uns aus Ihrer persönlichen Lebenserfahrung heraus: Wie wichtig ist es Ihnen, ein Wir-Gefühl zu haben?
- Wenn es nach Ihnen persönlich ginge: Wie wichtig sollte es nachfolgenden Generationen in Zukunft sein, ein Wir-Gefühl zu haben?
- Und von Ihren Wünschen abgesehen: Was glauben Sie, wie wichtig wird das für nachfolgende Generationen tatsächlich sein?



## Vertrauen zu Nachbarn

Ich würde den Reserveschlüssel für meine Wohnung anvertrauen ... (Zustimmung in Prozent)

■ Personen mit geringem Vertrauen  
■ Personen mit hohem Vertrauen



ZEIT-GRAFIK/Quelle: Vermächtnis-Studie. n=2070. Interviews, Mai-September 2018. Gewichtete Daten

# Die Zukunft kann kommen

VON WEGEN FORTSCHRITTSFEINDLICH – DIE DEUTSCHEN SIND  
OFFEN FÜR DIGITALISIERUNG UND LEBENSLANGES LERNEN  
VON JUTTA ALLMENDINGER UND JAN WETZEL

Die Geißel der Menschheit im 21. Jahrhundert heißt lebenslanges Lernen. Diesen Schluss legen zumindest die vielen Interviewanfragen nahe, die uns zu diesem Thema am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) täglich erreichen. Die Fragen der Journalisten ähneln sich: Ist lebenslanges Lernen für die meisten Menschen nicht eine Last, gar eine Zumutung? Wer will sich denn neben dem alltäglichen Stress noch weiterbilden? Sind viele Beschäftigte nicht ohnehin schon überlastet oder überfordert? Haben sie nicht zu viel Angst vor Veränderung und sind skeptisch gegenüber dem Fortschritt? Tatsächlich findet sich in der Vermächtnis-Studie eine bemerkenswerte Gelassenheit der Befragten bei dem großen Veränderungsthema unserer Zeit – der Digitalisierung. In der Öffentlichkeit wird zwar lautstark über künstliche Intelligenz diskutiert, Experten warnen vor sozialen Unruhen, doch die Menschen in Deutschland bleiben unbeeindruckt: Gerade einmal drei Prozent der Befragten stimmen der Aussage zu, dass ihre Arbeit auch von Computern und Maschinen erledigt werden könnte. Die große Mehrheit kann sich überhaupt nicht vorstellen, den eigenen Job an einen Roboter zu verlieren. Ist der Wandel unserer Erwerbsarbeit, ist die Digitali-

sierung also nicht im Bewusstsein der Menschen verankert? Lässt sich daraus eine allgemeine Unbeweglichkeit der Deutschen ableiten?

In der Vermächtnis-Studie wurde gefragt, wie sehr die Menschen die neuesten technischen Entwicklungen über die reine Anwendung hinaus verstehen wollen. Die Hälfte sagt, dass ihnen dieses technische Verständnis wichtig sei. 40 Prozent sind unentschieden. Mit zehn Prozent sind jene, die die neueste Technik nicht verstehen möchten, in der Minderheit. Als Technik-Muffel kann man die Deutschen nicht bezeichnen. Den nachfolgenden Generationen empfehlen gar drei Viertel der Befragten, sich mit neuer Technik zu befassen. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Frage, wie offen sie für Neues sind. Der Hälfte der Befragten ist es aus ihrer Lebenserfahrung heraus sehr wichtig, etwas ganz Neues zu beginnen. Das Klischee der unflexiblen, veränderungsresistenten Deutschen: nicht bestätigt.

Die größte Aufgeschlossenheit aber zeigen die Befragten bei ihrer Einstellung zum lebenslangen Lernen. Über 70 Prozent sagen, dass sie offen sind, ein Leben lang etwas Neues zu lernen. Und fast 90 Prozent empfehlen diese Offenheit nachfolgenden Generationen. Lebenslanges Lernen ist ein Wert, auf den sich fast alle Befragten einigen können. Eine Norm, auf die man sich verständigt hat.

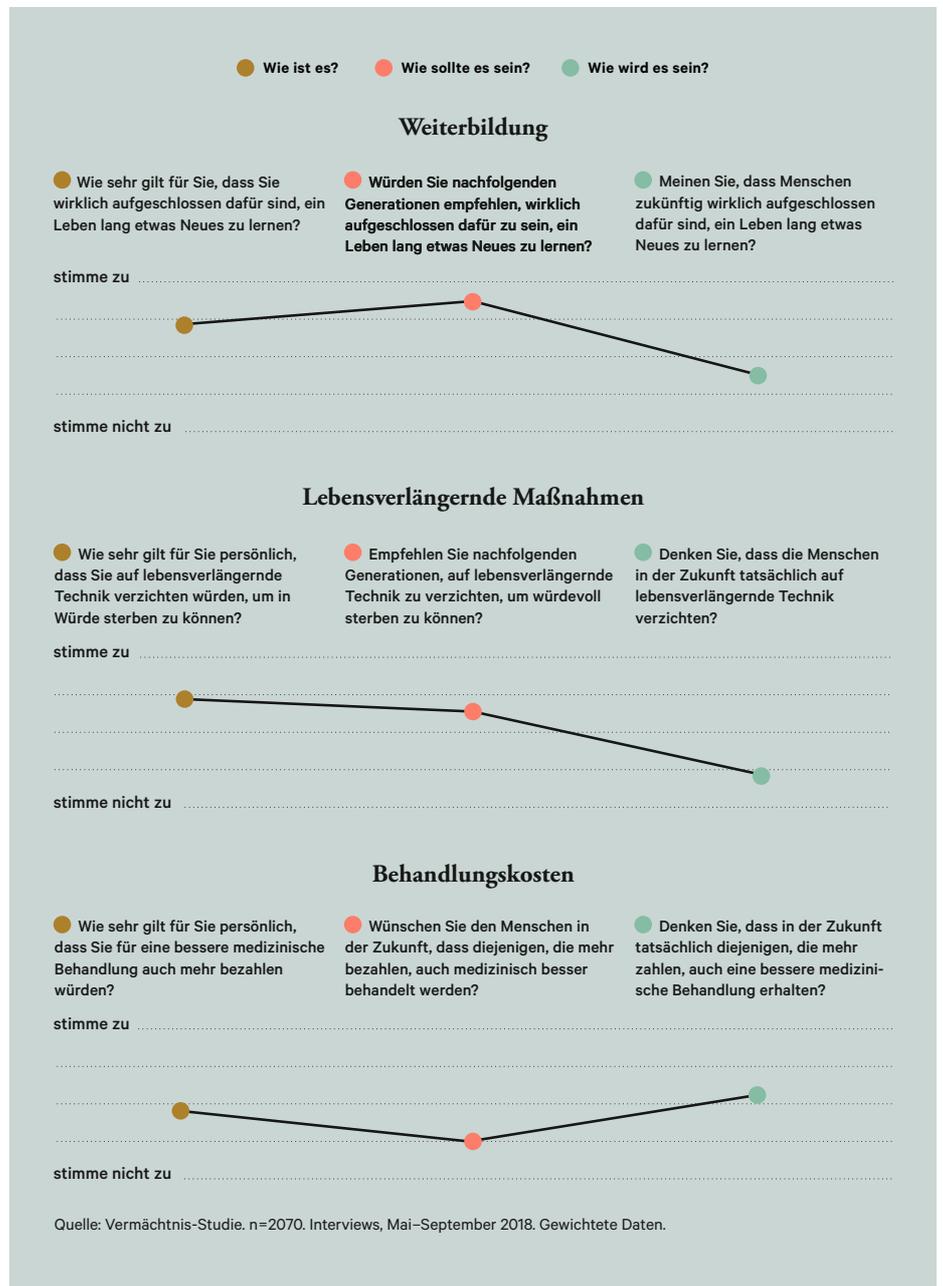
Wie passt dieser Befund mit dem Bild der störrischen, veränderungsresistenten Deutschen zusammen?

Einen Hinweis geben auch hier die Daten: Sie zeigen, dass die Diskussion über die Fortschrittswilligkeit der Deutschen von Unsicherheit geprägt ist. Sich selbst traut man die Bereitschaft zur Veränderung zu. Aber den anderen? Da sieht es düster aus. Ein Beispiel: Nur 40 Prozent der Menschen sind davon überzeugt, dass der Gesellschaft lebenslanges Lernen in Zukunft wichtig sein wird. Dazu trägt maßgeblich ein institutionelles Arrangement bei, das von großer Trägheit geprägt ist. Im Gegensatz zu anderen Ländern gilt in Deutschland noch immer die eine Bildung und die eine Ausbildung als ausreichend für ein ganzes Leben. Nichts könnte das besser belegen als das durchschnittliche Alter deutscher Auszubildender und Studierender. Selten finden sich in Lehre, Vorlesung und Seminar Menschen, die älter sind als 30 Jahre – in Nordamerika hingegen ist das eine Selbstverständlichkeit. Weiterbildung meint in Deutschland meist nicht mehr als die Auffrischung von Fremdsprachenkenntnissen, von Softwarekenntnissen, manchmal auch eine

Schulung in Führung und Management. Für größere Veränderungen, für eine zweite oder dritte Ausbildung, für den Wechsel in einen ganz anderen Job, fehlt es nicht nur an Strukturen, es fehlt dafür sogar ein Wort. Am ehesten passt noch »Umschulung«, traditionell steht dieser Ausdruck allerdings eher für Maßnahmen, die Langzeitarbeitslose zurück in die Berufswelt bringen sollen, also für eine gebrochene Erwerbsbiografie. Und so werkeln die Menschen in Deutschland vor sich hin und hoffen, den drohenden Jobverlust noch etwas hinauszuzögern, statt durch eine Weiterbildung bereit für die Veränderungen am Arbeitsmarkt zu sein. Damit werden viele Chancen vertan.

Es braucht eine neue Selbstverständlichkeit, dass Arbeitsbiografien nicht kontinuierlich verlaufen, und Institutionen, die über die nötigen Mittel verfügen, um Übergänge von einem in einen anderen Job zu organisieren und, wenn nötig, finanziell abzufedern. Das Umlernen muss präventiv stattfinden, wenn absehbar ist, dass die Tätigkeit in den nächsten Jahren automatisiert wird oder sich ändert. Die Betroffenen dürfen nicht alleingelassen werden. Stattdessen sollte es eine aufsuchende Beratung geben, eine Art Vorsorge, wie sie auch im Gesundheitssektor üblich ist. Dann ließe sich feststellen, wessen Beruf mittelfristig bedroht ist und wer eine berufliche Veränderung braucht. Die Betroffenen müssen ermutigt werden, neue Wege einzuschlagen – ohne den Zwang, jeden Job anzunehmen. Die Bereitschaft dafür ist da. Die Deutschen sind offen für Neues.

Jutta Allmendinger ist Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB) und Mitglied des Herausgeberrats der ZEIT, Jan Wetzel arbeitet ebenfalls am WZB



# »Zu viel Wissen macht krank«

WOHIN TREIBT UNS DER MEDIZINISCHE FORTSCHRITT? FRAGEN AN  
DIE PHILOSOPHIN ALENA BUYX, MITGLIED DES DEUTSCHEN ETHIKRATS

**DIE ZEIT:** Frau Buyx, ist unser Gesundheitssystem ein Spiegel der Gesellschaft?

**Alena Buyx:** Ich würde sogar sagen, dass die Medizin insgesamt ein Spiegel der Gesellschaft ist. Sie zeigt Wertvorstellungen, Trends und Veränderungen. Eben hat die Weltgesundheitsorganisation neue Erkrankungen definiert, zum Beispiel Videospielsucht und zwanghaftes Sexualverhalten, auch online. Diese Krankheiten gab es vor 30 Jahren noch nicht.

**ZEIT:** Ist das Gesundheitssystem auch ein Frühwarnsystem?

**Buyx:** Leider manchmal ein Spätwarnsystem. Es dauert lange, bis wir etwas als Krankheit definieren, und dann ist es oft zu spät. Im Fall der Online-Spielsucht etwa hätte man viel früher gewisse Einhegungen entwickeln müssen.

**ZEIT:** Es gibt in der Gesellschaft eine Tendenz zur Individualisierung. In der Vermächtnis-Studie wollen nur 26

Prozent, dass in Zukunft Menschen, die mehr bezahlen, eine bessere medizinische Behandlung erhalten. Zugleich befürchten 55 Prozent, dass es so kommen wird. Zerreißt diese Entwicklung das Solidarsystem im Gesundheitsbereich?

**Buyx:** Es gibt eine starke Individualisierung, trotzdem ist der Einzelne immer noch ein Teil der Gesellschaft und auf Gemeinschaft angewiesen. Studien belegen, dass Einsamkeit ein Killer ist, ein Morbiditätsfaktor, der stark unterschätzt wird, gerade bei älteren Menschen. Es gibt zwar immer mehr personalisierte medizinische Angebote, doch auf der anderen Seite zeigt die Vermächtnis-Studie auch, dass die Bürger unser solidarisches Gesundheitssystem unbedingt bewahren wollen. Nur zehn Prozent wollen, dass die Krankenkassenbeiträge an den Gesundheitszustand gekoppelt sind. Das Bedürfnis nach Individualisierung und das Be-

dürfnis nach Solidarität existieren parallel. Ein Paradox der modernen Zeit.

**ZEIT:** Das Gesundheitssystem ist ein Wachstumsmarkt, die Rendite muss stimmen. Wie passt diese Ökonomisierung zum Solidaritätsprinzip?

**Buyx:** Marktwirtschaftliches Denken im Gesundheitssystem ist nicht verwerflich. Wettbewerb etwa kann viele positive Effekte haben. Doch sobald reine Gewinnmaximierung Einzug hält, gibt es eine klare Kollision mit der ärztlichen Ethik, die fordert, jeden Patienten möglichst gut zu versorgen. In Krankenhäusern, in denen maximale Gewinne eingefahren werden sollen, unterliegen alle einer Zeit- und Ressourcenknute. Da habe ich Bedenken. Der Wettbewerb darf nicht in eine Logik reiner Gewinnmaximierung kippen. Es braucht eine Balance.

**ZEIT:** Gibt es diese Balance derzeit?

**Buyx:** Teils nicht. Kaufmännisches und ärztliches Denken können gut gemeinsam funktionieren, aber ersteres darf letzteres nicht vor sich hertreiben. In der Medizin darf es ruhig um Leistung,

Kopfpauschalen und Erlöse gehen – aber diese dürfen die klinische Entscheidungsfindung nicht zu stark beeinflussen.

**ZEIT:** Es gibt noch andere Formen der Ökonomisierung, zum Beispiel die Selbstkontrolle mithilfe von Apps. Man sammelt seine Gesundheitsdaten, schickt sie an die Krankenkasse und wird für sein Wohlverhalten belohnt. Eine gute Sache?

**Buyx:** Durchaus, wenn es zu gesünderem Verhalten anregt. Das Problem ist aber: Krankheiten haben oft mehrere Ursachen, und oft ist es nicht möglich, dem Einzelnen eine direkte Verantwortung zuzuweisen. Ob eine genetische Prädisposition vorliegt oder ein bestimmtes Verhalten zu Bluthochdruck führt, kann im Einzelfall schwer festzustellen sein.

**ZEIT:** Ich kann mich doch frei entscheiden, ob ich gesund oder ungesund lebe.

**Buyx:** Unser Gesundheitsverhalten ist nie vollkommen selbstbestimmt. Es wird etwa durch das Essverhalten in den ersten drei Jahren geprägt, hier werden die Weichen gestellt, wie sich jemand in seinem Leben ernährt. Zudem hängt gesundheitsbewusstes Verhalten auch mit dem sozialen Status zusammen, mit Bildung. Insgesamt ist es für manche leichter, Anreize für gesundes Verhalten zu folgen, als für andere. Das Solidarversprechen könnte Schaden nehmen, wenn es heißt: »Du trinkst und bist dick, selbst schuld, raus mit dir.«

**ZEIT:** Bald wird man schon im Kindesalter durch Erbgutanalyse das Krankheitsschicksal einer Person vorhersagen können. Gene lügen nicht.

**Buyx:** Dass Gene nicht lügen, ist zwar ein knackiger Satz, doch er stimmt so nicht. Nicht jede genetische Prädisposition führt zu einer Erkrankung, es gibt eine Wechselwirkung zwischen den Genen, und es gibt eine Wechselwirkung zwischen unserer genetischen Natur und unserer Umwelt. Es stimmt natürlich: Wir werden bald deutlich mehr über uns wissen – aber es wird uns nicht immer helfen, weil wir nicht immer genau vorhersagen können, was tatsächlich passieren wird. Eine Krankheit kann eben eintreten, muss aber nicht. Oft sind Empfehlungen zur Risikovorsorge noch dieselben wie vor 50 Jahren. Rauche nicht, trinke nicht, bleib schlank, treibe Sport, achte auf Ausgleich.

**ZEIT:** Nehmen wir unseren Körper anders wahr, wenn wir seine Erkrankungsrisiken kennen? Wird er zu einer Bedrohung? Zum Gegner?

**Buyx:** Auf diesem Themenfeld spielt eigentlich die Musik. Wir werden eher nicht in den nächsten zehn Jahren alle Babys genetisch durchsequenzieren. Aber die medizinische Selbstvermessung wird relevanter – mit der Apple Watch und dem Mini-EKG am Handgelenk zum Beispiel.

**ZEIT:** Ist die Gesundheitsvorsorge ungesund?

**Buyx:** Es scheint Menschen zu geben, für die das psychologisch problema-

tisch ist. Wir nennen sie die »worried well« – also Leute, die in der Regel kerngesund sind, die aber durch dauernde Selbstbeobachtung ihre innere Sicherheit verlieren. Das ganze Wissen, was sie über ihren Körper haben, macht sie ängstlich, und das macht sie krank. Sie sorgen sich vor der Zukunft.

**ZEIT:** Beim Leben in der Prävention kreisen die Gedanken ständig um die Zukunft. Und in der Zukunft ist man irgendwann tot.

**Buyx:** Je mehr man seine Gesundheitsrisiken vorwegnimmt und je mehr und sorgenvoller man an die Zukunft denkt, desto weniger lebt man im Hier und Jetzt. Wir beobachten gerade eine Zunahme psychischer Erkrankungen bei jungen Menschen, vor allem in den USA. Vielleicht leben wir heute in einer ängstlicheren Gesellschaft als früher. Die Aufforderung zu Achtsamkeit beispielsweise scheint mir eine Reaktion auf diese Verunsicherung.

**ZEIT:** Früher war die innere Natur Schicksal, weil sie unbekannt war. Heute ist die Natur schicksalhaft, weil wir genetische Risiken ermitteln – wir wissen, was uns erwarten wird.

**Buyx:** In der Tat, das treibt mich um. Es gibt Start-ups, die behaupten, sie könnten das individuelle Todesdatum ausrechnen. Klar, das ist noch ein Gimmick – aber die Berechnungen werden präziser. Entsteht aus prognostischem Wissen

eine neue Schicksalhafterkeit, ein Determinismus? Was bedeutet das für uns Menschen? Ich kann darauf keine erschöpfende Antwort geben, keiner kann das derzeit. Doch der Zufall bleibt, und das stimmt mich zuversichtlich: Keine Big-Data-Prognose kann vorhersagen, in wen ich mich verliebe oder welche sozialen Beziehungen ich eingehe. Und Beziehungen sind ein hochgradig gesundheitsrelevanter Faktor.

**ZEIT:** Sie sind Mitglied des Ethikrates, der gerade eine Stellungnahme zu Keimbahneingriffen verfasst hat. Dass Sie Eingriffe in jenen Teil des menschlichen Erbguts, der an kommende Generationen weitergegeben wird, nicht mehr grundsätzlich für unethisch halten, hätte vor Kurzem noch für Empörung gesorgt. Woher kommt die neue Gelassenheit?

**Buyx:** Das Echo war durchaus kontrovers. Aber vielleicht haben wir als Gesellschaft gelernt, dass sich Befürchtungen zur Biotechnologie nicht immer erfüllen. Und dass wir differenziert ethisch analysieren müssen, bevor wir pauschale Verbote aussprechen, und dabei auch an jene denken sollten, denen wir helfen wollen. Verständlich ist jedenfalls, dass in Deutschland alles unter Verdacht steht, was auch nur im Ansatz die Eugenik berührt. Hinzu kommt, dass die Frage nach Eingriffen in das Genom auch weltanschaulich

## »Start-ups behaupten, sie könnten ein Todesdatum ausrechnen«

Alena Buyx, 41, ist Direktorin des  
Instituts für Geschichte und Ethik der  
Medizin an der TU München

grundiert ist. Im Ethikrat halten wir Keimbahneingriffe gegenwärtig für völlig unverantwortlich, aber wir schlagen die Tür nicht vollkommen zu.

**ZEIT:** Philosophen haben die ersten Züchtungsfantasien bereits in die Welt gesetzt, und auch Sie könnten mit Nietzsche sagen: Der Mensch ist das Experiment mit sich selbst, er macht, was er kann.

**Buyx:** Es gibt Kollegen, die das vertreten, auch mit Blick auf Optimierung. Doch das sind extreme Positionen. Für mich gibt es viele Gründe dagegen. Im Ethikrat gab es dazu sehr kontroverse Debatten.

**ZEIT:** Können Sie sich vorstellen, dass Menschen eines Tages einander nicht mehr als natürliche Wesen sehen, sondern die einen die anderen begutachten wie Designer ihre Produkte?

**Buyx:** Im Ethikrat haben wir uns darauf verständigt, dass es strikt verboten sein sollte, Menschen nach eigenen Vorstellungen zu erschaffen. Dabei beziehen wir uns nicht auf einzelne Erkrankungen. Wesentlich sind Charakter und Persönlichkeit. Der Mensch soll sich frei entwickeln – jeder soll Autorin oder Autor des eigenen Lebens sein und sich als frei und selbstbestimmt wahrnehmen können.

Das Gespräch führte Thomas Assheuer